

ULF ABRAHAM

# Rechtsspruch und Machtwort

## Zum Verhältnis von Rechtsordnung und Ordnungsmacht bei Kafka

Im Recht ist nach einer langen evolutionären Anlaufzeit eine eindeutige binäre Struktur institutionalisiert in dem Sinne, daß man in spezifischen Hinsichten nur entweder im Recht oder im Unrecht sein kann, aber nicht beides zugleich [...], und daß das Ausweichen vor dieser Alternative [...] in andersartige Sinnbereiche wie Liebe oder Glauben oder Macht oder Kunst nach Möglichkeit blockiert wird.

(Niklas Luhmann)<sup>1</sup>

»Mißverstehe die Sachlage nicht«, sagte der Senator zu Karl, »es handelt sich vielleicht um eine Sache der Gerechtigkeit, aber gleichzeitig um eine Sache der Disziplin. Beides und ganz besonders das letztere unterliegt hier der Beurteilung des Herrn Kapitäns.«

(KKAVI 48)

### I. Kleists Kohlhaas und Kafkas K.s

Michael Kohlhaas in Kleists gleichnamiger Erzählung scheitert bekanntlich am kleinen Unterschied zwischen kodifiziertem Recht und seiner Auslegung durch selbstherrliche Junker, korrupte Verwaltungsbeamte und unentschlossene oder gleichgültige Landesherren. Nach geltendem Recht sind die Paßscheinforderungen des Junkers von Tronka »ungesetzliche Erpressungen«<sup>2</sup>, erst recht ist es seine Behandlung der Pferde und des Knechts, die Kohlhaas zurückläßt, als er »der Gewalttätigkeit weichen« muß.<sup>3</sup> Sein unbedingtes »Rechtgefühl«<sup>4</sup> lehnt sich dagegen auf und macht ihn zum »rechtschaffensten zugleich und entsetzlichsten Menschen seiner Zeit.«<sup>5</sup> Kohlhaas, will das besagen, ist genau so rechtschaffen und entsetzlich zugleich wie die Zeit, in der er lebt, und ihre Ordnungsmächte, mit denen er aneinandergerät. Sein »Rechtgefühl, das einer Goldwaage glich«<sup>6</sup> ist eine von der Auslegung und Auslegbarkeit des Gesetzes durch diese Ordnungsmächte unabhängige Größe, an der jeder konkrete Rechtsentscheid zu messen ist. Kohlhaas prüft nach seiner Heimkehr alle Umstände des Falls durch Befragung seines von der Burg des Junkers geprügelten Knechts, und als die »Goldwaage« zweifelsfrei zu seinen Gunsten ausschlägt, reicht er Klage ein. Sie wird »auf eine

<sup>1</sup> Niklas Luhmann, *Ausdifferenzierungen des Rechts. Beiträge zur Rechtssoziologie und Rechtstheorie*, Frankfurt/M. 1981, S. 57

<sup>2</sup> Heinrich v. Kleist, *Sämtliche Werke und Briefe*, hg. v. Helmut Sembdner, München 1977, Bd. 2, S. 10

<sup>3</sup> Ebd., S. 12

<sup>4</sup> Ebd., S. 9

<sup>5</sup> Ebd.

<sup>6</sup> Ebd., S. 14

höhere Insinuation, bei dem Dresdner Gerichtshofe, gänzlich niedergeschlagen«,<sup>7</sup> und auch der Bittgang der Frau des Helden zum Landesherrn scheitert. Damit hat sich die Idee einer *machtunabhängigen* Rechtsordnung als eine Fiktion erwiesen, auf die sich der ohnmächtige Kohlhaas nicht länger berufen kann: er hat den Instanzenweg erschöpft und sich von der Ordnungsmacht ins Unrecht setzen lassen müssen: »er sei [...] ein unnützer Querulant«,<sup>8</sup> lautet das Urteil. Konsequenterweise sagt er sich jetzt von einer Rechtsordnung los, die sich in seinem Fall (und *ein* Fall genügt hier!) als Unrechtsordnung erwiesen hat, und ernennt sich zum Sachwalter einer höheren Gerechtigkeit, in deren Namen er einen »Rechtsschluß« über den Junker verfaßt und einen »gerechten Krieg« gegen ihn beginnt.<sup>9</sup> In seinen Mandaten eines »Reichs- und Weltfreien, Gott allein unterworfenen Herrn«<sup>10</sup> macht er sich gewissermaßen als Rechtssubjekt selbständig, nachdem der *contrat social* (als Vertrag zwischen ihm und der Gesellschaft) von der anderen Seite gebrochen worden ist. Damit greift der Erzähler Kleist ersichtlich die rechtsphilosophische Diskussion des 18. Jahrhunderts um das Verhältnis von positivem Recht und *Naturrecht* auf;<sup>11</sup> seine »Chiffre« für den neuen (Natur-, Vernunft-) Rechtsbegriff, der als Maßstab der Menschenwürde an die positive Rechtsordnung angelegt wird, ist eben die Vokabel *Rechtsgefühl*, die er in die Sprache der Literatur, wenn nicht überhaupt in die deutsche Sprache eingeführt haben dürfte: Grimms deutsches Wörterbuch führt als Beleg für »rechtsgefühl« genau die Stelle aus dem *Kohlhaas* an, die oben zitiert wurde.<sup>12</sup>

Kafkas »K.s.« sind die Erben des Kohlhaas;<sup>13</sup> aber das Erbe droht ihnen abhanden zu kommen. Ihr »Rechtsgefühl« ist zunehmend gefährdet. Noch der »frühe« Karl Roßmann setzt sich zwar für die Sache des Heizers auf dem Schiff ein, das ihn nach Amerika gebracht hat; die Schikanierung durch den Vorgesetzten Schubal, über die dieser klagt, läßt die »Goldwaage« des Helden ausschlagen. Aber einmal abgesehen davon, daß der Heizer die »Gerechtigkeit seiner Sache« (KKAVI 24) vielleicht

<sup>7</sup> Ebd., S. 21

<sup>8</sup> Ebd., S. 24

<sup>9</sup> Ebd., S. 34

<sup>10</sup> Ebd., S. 36

<sup>11</sup> Zum Naturrechtsbegriff vgl. Ernst Bloch, *Das Prinzip Hoffnung*, Frankfurt/M. 1982, S. 621–637

<sup>12</sup> Vgl. *Grimms deutsches Wörterbuch*, Bd. 8, Leipzig 1893, S. 432, und Kleist, a. a. O. S. 14

<sup>13</sup> Wohl nicht zufällig war der Michael Kohlhaas diejenige Erzählung Kleists, die Kafka – ein eifriger Kleist-Leser – am meisten geliebt und am genauesten gekannt hat. Seine öffentliche Lesung daraus (vgl. Tagebuch vom Dezember 1913, KKATI 610f. Für dieses und alle weiteren Zitate vgl. Siglenverzeichnis S. 433.) und sein Angebot an die Verlobte Felice, eigens für sie diese Lesung zu wiederholen (vgl. F 291) bezeugen, daß er hier das eigene zentrale Konfliktfeld von Recht, Macht und Identität genau abgesteckt fand. – Vgl. hierzu auch das »Kleist-Kapitel« in Bert Nagel, *Kafka und die Weltliteratur*, München 1983, S. 209–242, bes. 211.

nur behauptet (der Leser erfährt nicht mehr darüber, als der Held weiß, und das ist nicht genug), fällt bereits an dieser ersten Episode des Romans auf, daß es immer *andere* sind, die sich (als Fürsprecher) für die Sache eines »verhörten Helden«<sup>14</sup> einsetzen – und scheitern. Sie scheitern aus genau demselben Grund, der ihre Fürsprache überhaupt nötig zu machen schien: der verhörte und angeklagte Held nämlich ist in der Regel *sprachlos* und kann seine Unschuld nicht einmal *behaupten*, geschweige denn beweisen. Während Michael Kohlhaas eine Gegenwehr wenigstens versucht und dem Dr. Luther »Eure Meinung von mir, daß ich ein ungerechter Mann sei, widerlegen« will durch den Hinweis auf den ihm versagten »Schutz der Gesetze«,<sup>15</sup> wagt unter Kafkas K.s nur der *letzte* eine solche Berufung – und gerade er hat ironischerweise überhaupt kein »Recht« dazu, denn vermutlich ist er nie zum Landvermesser bestellt worden. Wenn die anderen verhörten Helden, die doch mehr »Recht« hätten, es nicht behaupten können, so deshalb, weil sie mit paradoxen und doppelbindenden Argumenten konfrontiert werden, auf die man überhaupt nicht reagieren kann, ohne »schuldig« zu werden.<sup>16</sup> Kafkas Rechtsordnung, mitten im »Rechtsstaat« (KKAP I 11) angesiedelt wie das Gericht im *Proceß*-Roman, produziert nicht Gerechtigkeit, sondern Schuld.

Im »Brief an den Vater« schildert Kafka, wie er als Kind »die große Lehre, daß Du ungerecht sein konntest«, aus des Vaters Verhalten gegenüber seinen Angestellten *im Geschäft* ziehen mußte; denn: »an mir selbst hätte ich es nicht so bald bemerkt, da hatte sich ja zuviel Schuldgefühl angesammelt, das Dir recht gab ...«. (H 187) *Schuldgefühl paralyisiert Rechtsgefühl*. Daß und wie das geschieht, ist Kafkas großes Thema. Beschreibt er die »Erziehungsmittel« (H 166) des Vaters (den Straferlaß durch unverdiente Gnade, die Doppelbindung durch eine nur für das Kind gültige Essensordnung, die Klagen, Anklagen und Selbstanklagen des Haustyrannen, sein Sprech- und Denkverbot, kurz: »die umbiegende Macht Deines Wesens«, H 194) als Mittel der Erzeugung von Schuldgefühl, so dienen die Romane derselben Beschreibung, nun aber mit epischen Mitteln. Auch dort wird den Helden (genau wie dem kleinen Franz, vgl. H 183) immer wieder diejenige Strafe gnadenhalber erspart, die man ihnen gleichzeitig als die eigentlich verdiente suggeriert. Das gilt für Karl Roßmann im Hotel Occidental (KKAV I 221–253) ebenso wie für Josef K. vor dem Untersuchungsrichter (KKAP I 57–72) und K. vor dem Lehrer im Schulzimmer (KKAS I 206–211). Auch die Romanhelden werden immer

<sup>14</sup> Zur Begründung des Begriffs vgl. Ulf Abraham, *Der verhörte Held. Recht und Schuld im Werk Franz Kafkas*, München 1985

<sup>15</sup> Kleist, a. a. O. S. 45

<sup>16</sup> Vgl. hierzu Georg Bendemann vor seinem Vater (»Das Urteil«); Karl Roßmann vor dem Onkel (KKAV I 70–72) und dem Oberkellner (KKAV I 221 ff.); Josef K.s Verhaftung (KKAP I 14–16) und Dialog mit dem Kaplan (KKAP I 288–290).

wieder *hinausgeschickt* wie das Kind auf den Balkon (vgl. H 167), nämlich *verstoßen*: Karl von den Eltern nach Amerika, dann vom Onkel »Nach Ramses« und weiter, von der Oberköchin, deren Günstling er war, in die »Pension Brenner«; Josef K. aus der Rechtschaffenheit des vorbildlichen Mieters der Frau Grubach und im Ruf eines »guten und gerechten Herrn« (KKAP I 121) stehenden Bankprokuristen; und K. – wenigstens versuchshalber, denn er wehrt sich – aus dem Dorf und damit aus der Welt. Wenn Karl aufgrund seiner Dienstpflichtverletzung als Liftjunge des Hotels angeklagt und verurteilt (fristlos entlassen) wird, so scheitert er mit seinem Versuch einer Verteidigung ebenso wie der Heizer auf dem Schiff; aber diesmal erscheint kein Onkel-Senator in der Not, um aus ihr eine Tugend zu machen. »Die Gründe« seiner Entlassung, die der Oberkellner angeblich »nicht laut aussprechen [kann], denn sonst müßte ich Dich einsperren lassen« (KKAV I 253), verwandeln sich eben als unausgesprochene in (vermehrtes) Schuldgefühl, das wenig später auf der Straße unvermeidlich die nächste Ordnungsmacht auf den Plan ruft – den Polizisten, dem der Held ohne Jackett und Papiere verdächtig vorkommt (vgl. KKAV I 227). In gleicher Weise scheint das Dachbodengericht die »Schuld« des Josef K. »nicht laut aussprechen« zu können, und eben das verstärkt dessen Angst, Scham- und Schuldgefühl. Faßt Kafka im »Brief an den Vater« die Geschichte seiner eigenen »Erziehung« zur »Schuld«, Angst und Scham in den Satz zusammen: »Ich hatte vor Dir das Selbstvertrauen verloren, dafür ein grenzenloses Schuldbewußtsein eingetauscht« (H 196), so bezieht er diesen Satz ausdrücklich *auch* auf den Helden des *Proceß*-Romans. Der *Proceß* ist dieser Tauschprozeß, sein Ende das fatale Ende eines »Rechtssubjekts«, das jegliches Rechtsgefühl verloren hat. Das »Unrecht«, das in diesem Ende liegt, kann zwar Kafka selbst (im Tagebuch unter dem 13. Dezember 1914, vgl. KKAT I 708) feststellen; der Held als Opfer solchen Unrechts kann es nicht mehr. Er stirbt »wie ein Hund« (KKAP I 312), unterwürfig und schuldbewußt. Die Rechtsstaatlichkeit seiner bürgerlichen Umwelt (»alle Gesetze bestanden aufrecht«, KKAP I 11), auf die er sich noch zu Anfang berufen wollte (um aber schon von der ersten Ordnungsmacht so eingeschüchtert zu werden, daß er den befreundeten Staatsanwalt *nicht* zuhilfe ruft, vgl. KKAP I 23 f.), bleibt Postulat: denn die »aufrechten« Gesetze verlangen *aufrechte Menschen* als Rechtssubjekte, keine *hündischen Subjekte* wie den Kaufmann Block (vgl. KKAP I 265) oder den Josef K. des Hinrichtungskapitels, die ihren eigenen Strafängsten, Scham- und Schuldgefühlen aufs Machtwort gehorchen und der »Huld« selbstgerechter Advokaten und niederer Richter leicht zu unterwerfen sind. Das Personal des Dachbodengerichts, vom Untersuchungsrichter bis zum Gefängniskaplan, stellt sich als exakte Personifikation solcher Strafängste heraus: »es ist ja nur ein Verfahren, wenn ich es als solches anerkenne« (KKAP I 62), sagt Josef K. hellichtig, *aber er hat es bereits anerkannt*, als er sich nämlich nicht getraut hat, zur Segel-

partie des Direktor-Stellvertreters zu gehen statt zum Gerichtstermin (vgl. KKAP I 50). Entsprechen die aufrechten Gesetze der bürgerlichen Rechtsordnung dem *aufrechten Gang* freier Bürger,<sup>17</sup> so entspricht das Kriechen des Kaufmanns Block vor seinem Advokaten und die mehrmals wiederkehrende Hundemetapher (vgl. KKAP I 114, 240, 265, 312) der Rechtsordnung des Dachbodengerichts. Auf dem Dachboden wird nicht über die Tat-Schuld im Sinn des Strafgesetzbuches, sondern über Schuldgefühl zu Gericht gesessen, und wer solcher »Schuld« *verhaftet* ist, der fühlt sich verhaftet, angeklagt und verurteilt zur gleichen Zeit, ohne daß er irgendetwas getan zu haben bräuchte, was nicht alle täten. Ist im »Michael Kohlhaas« die staatliche Rechtsordnung korrumpiert, nämlich von den Ordnungsmächten zum Werkzeug ihres (Des-)Interesses mißbraucht, so erweist sie sich bei Kafka als machtlos gegenüber einer *zweiten*: im Dachbodenrecht ist das Strafverfahren geheim, Advokaten werden bestenfalls geduldet, ihre Eingaben nicht gelesen (vgl. KKAP I 150 ff.); da wird ohne Wissen und Anwesenheit des Angeklagten verhandelt und das Verfahren „allmählich ins Urteil“ überführt (KKAP I 289).

Während der *Proceß* die bürgerliche Rechtsordnung nur punktuell, nämlich für den Helden, außer Kraft zu setzen scheint, verschwindet sie im Schloß-Roman vollkommen; Recht hat im Schloß-Dorf aufgehört (oder nie begonnen) zu existieren im Zeichen der Deckungsgleichheit von Verwaltung und Verwaltetem. Die Rechtsordnung ist hier identisch mit der Machtordnung; die Erlasse der allmächtigen Schloßbürokratie sind Rechtsspruch und Machtwort zugleich, Berufung gegen sie ist möglich, aber sinnlos, es sei denn vielleicht im Nachtverhör, wie der schläfrige K. sich vom plaudernden Bürgel *anstelle eines Nachtverhörs* erklären lassen muß (vgl. KKAS I 404 ff.). Wo im Schloß-Roman überhaupt ein Rechtsmaßstab angelegt wird, dort aus der Perspektive des Helden, der sein Rechtsgefühl mitgebracht hat, um es im Dorf *aufgehoben* zu sehen: versucht er beharrlich, die Zustände dort und im Schloß als Folgen einer *Korruption* zu beschreiben (nach demselben Argumentationsschema, das Josef K. in der „Ersten Untersuchung« angewendet), so scheitert er mit diesem Erklärungsversuch daran, daß korrumpiert nur sein kann, *was einmal anders war*. Wenn er die Ächtung der Amalia, die den geilen Beamten Sortini abwies, als »schreiendes Unrecht« (KKAS I 311) bezeichnet, widerspricht ihm ihre Schwester: »das ist eine im Dorf völlig vereinzelte Meinung, sie ist uns sehr günstig und sollte uns trösten, und so wäre es auch, wenn sie nicht sichtlich auf Irrtümer zurückginge.« (KKAS I 306 f.) Diese »vereinzelte Meinung« wird sonst von niemandem vertreten, weil, wer sie verträte, selber der Vereinzelung und Ächtung verfiele; es gibt kein Recht, das von der Macht des Schlosses verschieden

<sup>17</sup> »Aufrechter Gang« hier verstanden im Sinn Ernst Blochs; vgl. etwa *Das Prinzip Hoffnung*, a. a. O. S. 1618, et passim.

wäre. »Recht« existiert hier überhaupt nur als bürokratische Vokabel (etwa im Mund Bürgels, vgl. KKAS I 418). Diese »Rechtsordnung« ist nicht korumpiert, sondern archaisch: angesiedelt *vor* der Trennung von »Rechtsschöpfung« und »Rechtsfindung« (Max Weber<sup>18</sup>), die den modernen Rechtsstaat begründet. Der Doppelsinn des Rechtsbegriffs »als *individuelle Berechtigung*« und »als *objektive Rechtsvorschrift* von oben herab« (Ernst Bloch<sup>19</sup>) ist der Schloß-Welt unbekannt; und mit dem Doppelsinn fehlt ihrem Rechtsbegriff der Sinn.

## II. Kleists »Zweikampf« und Kafkas Verhöre

Der Zweikampf,<sup>20</sup> den in Kleists Novelle Graf Jakob der Rotbart mit dem Verteidiger der von ihm kompromittierten Dame auszutragen hat, ist ein Ritual der Rechtsfindung. Das Gericht zu Basel, das den Meuchelmord an Jakobs regierendem Bruder zu untersuchen hat, erklärt Jakobs Alibi (eine Schäferstunde mit der bis dahin unbescholtenen Littegarde) für stichhaltig und will ihn gerade vom Mordverdacht freisprechen, da erscheint Friedrich von Trota, ein alter Freund der Verleumdeten, vor den Schranken des Gerichts und wirft dem Grafen Jakob den Fehdehandschuh hin. Die Unschuld der Littegarde soll im Zweikampf an den Tag gebracht werden »so gewiß als Gott gerecht, im Urteil der Waffen, entscheidet.«<sup>21</sup> Aber ist Gott gerecht? Der Erzähler situiert das Geschehen »gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts«, <sup>22</sup> also genau des Jahrhunderts, das – rechtshistorisch gesehen – den Übergang markiert von mittelalterlichen Rechtsfindungsritualen (Zweikampf, Gottesgericht) zur »modernen« Rechtsfindung im richterlich geführten und entschiedenen Strafprozeß, also vom »Parteienprozeß« zum »Inquisitionsprozeß«.<sup>23</sup> Das Mittelalter glaubte an eine höchste (göttliche) Instanz, die die Wahrheit *ohnehin kennt*; an sie war zu appellieren, ihr Spruch als Offenbarung dieser Wahrheit einzuholen: zwei streitende Parteien widersprechen einander in ihren Aussagen, eine muß lügen, Gott weiß welche. Der Inquisitionsprozeß dagegen, der sich eben im vierzehnten Jahrhundert zu entwickeln beginnt, sucht die Wahrheit über Tat und Täter aus diesem selbst herauszufragen: die Techniken der Inquisition (Verhör und Folter) haben hier ebenso ihren Ursprung wie die höchstrichterliche Entscheidung, die an die Stelle göttlicher Offenbarung tritt. Im »modernen« Strafprozeß

<sup>18</sup> vgl. Max Weber, *Rechtssoziologie*, hg. v. Johannes Winkelmann, Neuwied 1960, S. 98 f.

<sup>19</sup> *Das Prinzip Hoffnung*, S. 631

<sup>20</sup> Kleist, a. a. O. S. 242

<sup>21</sup> Ebd., S. 242

<sup>22</sup> Vgl. Kleist, a. a. O. S. 229

<sup>23</sup> Vgl. Adalbert Erler/Ekkehard Kaufmann, *Handwörterbuch zur deutschen Rechtsgeschichte*, Berlin 1978, Bd. 1, S. 171 f.

wäre die Dame, die allein das Alibi Jakobs beglaubigen oder entkräften kann, ins Kreuzverhör genommen worden; aus ihr hätte ein Richter die Wahrheit herausprozessiert, die anders nicht zu gewinnen ist – und die ja tatsächlich in der Unschuld und Ahnungslosigkeit der armen Littegarde besteht, deren Zofe in einem frivolen Streich ihren Platz beim Grafen Jakob eingenommen hat. Aber an diese Unschuld glaubt so recht schon keiner mehr (außer Friedrich von Trota): Littegarde ist ja von ihren jähzornigen Brüdern von der Burg gejagt worden, auch meint man sich jetzt zu erinnern, wie sie auf einem Fest mit Jakob geflirtet habe. Daß der Mordpfeil nachweislich aus Jakobs Waffenkammer stammt, kann den Glauben an seine Unschuld nicht erschüttern – er hat doch nach dem Tod seines unglücklichen Bruders auf sein Nachfolgerecht zugunsten der Witwe *verzichtet*. Der Fall ist verworren; aber Gott wird ihn klären. Littegarde und ihr Verteidiger gehen dabei kein geringes Risiko ein: unterliegt Friedrich und mit ihm Littegardes Ehre, so wartet auf beide der Scheiterhaufen.<sup>24</sup>

Friedrich unterliegt. Aber der Sieger (Jakob) wird seines Sieges nicht froh; er siecht monatelang dahin an der kleinen Wunde, die ihm Friedrich, bevor er fiel, an der Hand beibringen konnte. Die Hand und schließlich der Arm muß amputiert werden – wogegen der Verlierer von scheinbar tödlicher Verwundung binnen weniger Wochen genesen ist. Im übrigen unterlag er nur deshalb, weil er sich in seinen eigenen Sporen verfang, als er anfeuernden Rufen von der Tribüne folgen und zum Angriff übergehen wollte. Auch dieser »Fall« ist nicht klar; aber wer entwirrt ihn? Ein Streit entzündet sich über die Auslegbarkeit dieses Gottesurteils, zumal Littegarde auch jetzt noch ihre Unschuld beteuert und Friedrich, seine Genesung als Zeichen deutend, ihr wieder zu glauben beginnt. »Wo ist der Sterbliche, und wäre die Weisheit aller Zeiten sein, der es wagen darf, den geheimnisvollen Spruch, den Gott in diesem Zweikampf getan hat, auszulegen?«<sup>25</sup> ruft er zwar verzweifelt, aber »das Gesetz«, nach dem ein abgebrochener Zweikampf keinesfalls wiederholt werden darf, ist er entschlossen zu mißachten: »Was kümmern mich diese willkürlichen Gesetze der Menschen? Kann ein Kampf, der nicht bis an den Tod eines der beiden Kämpfer fortgeführt worden ist, nach vernünftiger Schätzung der Verhältnisse für abgeschlossen gehalten werden?«<sup>26</sup> Den Einwand seiner Mutter, diese Gesetze seien nun einmal »die waltenden und herrschenden«, also positives Recht, erkennt er nicht an: er beruft sich auf eine vernünftige (Ein-)Schätzung der Verhältnisse – auf nichts anderes demnach als sein *Rechtsgefühl*. Im übrigen hat er einen Verdacht: »Wo liegt die Verpflichtung der höchsten göttlichen Weisheit, die Wahrheit im

<sup>24</sup> Ebd., S. 249

<sup>25</sup> Ebd., S. 248

<sup>26</sup> Ebd., S. 249



Augenblick der glaubensvollen Anrufung selbst, anzuzeigen und auszusprechen?»<sup>27</sup> Dieses sozusagen juristische Argumentieren über Gottes »Verpflichtung« gibt nun eben der Auslegung Raum, die Friedrich noch wenig vorher nicht »wagen« wollte. Er insistiert jetzt auf einer Fortsetzung des Zweikampfes genau im Gefühl des Kohlhaas, das Recht auf seiner Seite zu haben – *auch gegen* die »waltenden und herrschenden Gesetze«. (Diesen Naturrechtsmaßstab projiziert Kleist aus seiner eigenen Zeit zurück ins 14. Jahrhundert.) Es stellt sich heraus, daß auch der Kaiser, der die Hinrichtung der Verlierer hätte anordnen sollen, ein solches Rechtsgefühl hatte: er ließ die Vollstreckung aussetzen, weil er den Sieger, »gegen den er eine Art von Mißtrauen nicht unterdrücken konnte, dabei gegenwärtig« sehen wollte.<sup>28</sup>

Zur Wiederaufnahme des Zweikampfes kommt es nicht mehr: zufällig aufgetauchte neue Indizien fügen sich zu einem Unschuldsbeweis für Littegarde zusammen, und der ohnehin sterbende Jakob sieht ein, daß er getäuscht worden ist: das Alibi, das er sich eigens verschafft hat, um jeden Mordverdacht von sich abzulenken, war falsch. Indem er, schon auf dem Totenbett, ein Mordgeständnis ablegt, bringt er eine Wahrheit an den Tag, die den Zweikampf selber als Irrtum erweist: der Beschuldigte ist der Schuldige. Nicht um Littegardes Unschuld, sondern um Jakobs Schuld hätte gekämpft werden müssen: *die Wahrheitsfrage war falsch gestellt und konnte deshalb von Gott nur zweideutig beantwortet werden*. Die Gefahr der Fehlinterpretation einer solchen Offenbarung zeigt die Grenzen des mittelalterlichen Rechtsfindungsrituals auf. Konsequenter läßt der Kaiser

in die Statuten des geheiligten göttlichen Zweikampfs, überall wo vorausgesetzt wird, daß die Schuld dadurch unmittelbar ans Tageslicht komme, die Worte einrücken: »wenn es Gottes Wille ist.«<sup>29</sup>

Die Gültigkeitsklausel ist damit formuliert, das vom verzweifelten Friedrich initiierte juristische Argumentieren über ein auslegbares Gesetz hat gesiegt. Bis auf »Gottes Willen« als Wahrheitsgarantie überhaupt verzichtet wird, ist es nur noch ein kleiner Schritt in der Geschichte der Rechtsprechung.

Aber wer korrigiert, wo der göttlich (poetisch) gelenkte Zufall sich nicht geltend machen kann, eine falsch gestellte Wahrheitsfrage? Diejenige Wahrheitsermittlung, die an die Stelle des Gottesurteils tritt, behandelt das Problem nicht prinzipiell besser, nur *anders*. Hätte man Littegarde als »Inquisiten« verhört und gefoltert, sie wäre gewiß verurteilt worden: sie, die nichts zu gestehen hat, hätte gestanden, was sie nicht verbrochen hatte. Das Gericht hätte das Vorurteil ihrer Brüder, die ihr im nachhinein

<sup>27</sup> Ebd., S. 254

<sup>28</sup> Ebd., S. 254

<sup>29</sup> Ebd., S. 261



einen schlechten Ruf bescheinigen, übernommen und auf die Angeklagte projiziert. Es hätte ihre Unschuldsbeteuerungen zum Beweis ihrer sündigen Verstocktheit gemacht.<sup>30</sup> »Wo nichts herauszuverhören ist, da verhört man hinein«, sagt Goethe im *Egmont*.<sup>31</sup> Kürzer könnte man nicht fassen, worum es in Kafkas Verhören immer geht. Kann der mittelalterliche Zweikampf zum Justizirrtum führen, weil sein Ergebnis *zweideutig* ist, so läßt er doch immerhin beiden Parteien gleiche Chancen. Das »moderne« Verhör dagegen ist ein Zweikampf mit ungleichen Chancen: der Macht der Verhörsinstanz steht die Ohnmacht des Verhörten gegenüber. Kafkas Ordnungsmächte haben denn auch nicht des Kaisers Rechtsgefühl, sondern ein ausgeprägtes *Machtgefühl*, in dem sie die verhörten Helden immer schon als die Schuldigen behandeln. Jedes Wort, das diese vorbringen, ist entweder *Lüge* oder *Geständnis*; die falsch gestellten Wahrheitsfragen beantworten sich selbst. Ein Beispiel unter vielen im Werk Kafkas ist das Verhör, das der Oberkellner des Hotel Occidental mit dem Liftjungen Karl Roßmann anstellt (vgl. KKA V I 221–253). »Ich will keine Entschuldigung hören, Deine erlogenen Ausreden kannst Du für Dich behalten« (KKA V I 224), brüllt die Verhörsinstanz, um dann das Schweigen, das dem Helden als einzige Reaktion darauf bleibt, zum Geständnis umzudefinieren und zynisch zu kommentieren: »Aber wir haben hier kein Antwort- und Fragespiel, sondern wollen Deine Rechtfertigung hören.« (KKA V I 244) Das ist blanker Zynismus deshalb, weil es eine Rechtfertigung im Sinn des Oberkellners *nicht gibt*; daß der Delinquent gezwungen war, seinen Posten für Minuten zu verlassen, um seinem kranken Freund von der Landstraße zu helfen, gilt nicht; er soll es als Ausrede »für sich behalten«. Es entsteht eine Doppelbindung für den Helden, die eine Rechtfertigung seines Verhaltens zugleich fordert und unmöglich macht. Aber eine Diagnose dieser Aporie kann Karl nur *denken*, nicht aussprechen: »Es ist unmöglich sich zu verteidigen, wenn nicht guter Wille da ist ...« (KKA V I 245). Das Verbot, die Doppelbindung zu benennen und auf diese Weise zu überwinden, gehört zu ihrem Wesen.<sup>32</sup> Die Ordnungsmacht hat das Privileg, die Bedingungen zu formulieren, unter denen hier Wahrheitsfindung betrieben wird. Entscheidet im Zweikampf das »Urteil der Waffen« (Kleist), so sind *hier* die Waffen derart ungleich, daß der Kampf entschieden ist, bevor er überhaupt begonnen hat. Die Verhörsinstanz schlägt mit dem Hammer der Drohung und der

<sup>30</sup> Vgl. hierzu Erler/Kaufmann, a.a.O. S. 378 f.: »Angesichts der Mehrzahl zeugenloser Straftaten gewann [im Inquisitionsprozeß] das in der Regel durch die Folter erzielte Geständnis eine entscheidende Bedeutung.« – Umberto Eco hat in seinem ebenfalls im 14. Jahrhundert angesiedelten Roman *Der Name der Rose* (München 1982) ein Verhör beschrieben, das durch die bloße Drohung mit der Folter vom unschuldig Verdächtigten ein ausführliches Tatgeständnis erpreßt. (Vgl. S. 472–498)

<sup>31</sup> *Sämtliche Werke*, Zürich 1961 ff. (»Artemis-Gedenkausgabe«), Bd. 6, S. 63

<sup>32</sup> Vgl. Paul Watzlawick et al., *Menschliche Kommunikation, Formen, Störungen, Paradoxien*, Bern 1974, S. 194 ff.

Definitionsmacht zu, und das Opfer hat nichts als den Schild des Trotzes und der Aussageverweigerung, um sich zu schützen:

»Er antwortet nicht«, sagte die Oberköchin.

»Es ist das Vernünftigste, was er tun kann«, sagte der Oberkellner.« (KKAV I 245)

Es kann so nur das *Vorurteil* der Ordnungsmacht sein, das sich regelmäßig im *Endurteil* solcher »Wahrheitsfindungsprozesse« bestätigt und legitimiert. Es ist ein gemeinsames Kennzeichen fast aller Verhöre, die Kafka geschrieben hat, daß sie Schuld und Urteil im Grunde schon verkünden, bevor der Delinquent Gelegenheit erhält, sich zu äußern. »Du hast Deinen Posten ohne Erlaubnis verlassen. Weißt Du, was das bedeutet? Das bedeutet Entlassung.« (KKAV I 224) In gleicher Weise wird dem Josef K., als er verhaftet wird, auseinandergesetzt, daß das Gericht »von der Schuld angezogen« werde und er deshalb schuldig sein müsse (vgl. KKAP I 14). »Man hält Dich für schuldig. Dein Proceß wird vielleicht über ein niedriges Gericht gar nicht hinauskommen.« (KKAP I 289) Auch Kafkas letzter Roman, *Das Schloß*, beginnt wieder mit einem Verhör, und dieses Verhör beginnt mit der Verkündigung von Schuld und Urteil: K. hat keine Aufenthaltserlaubnis und außerdem »Landstreicher-manieren« (KKAS I 9). »Ich habe Sie deshalb geweckt, um Ihnen mitzuteilen, daß Sie sofort das gräfliche Gebiet verlassen müssen.«

### III. Rituale des Rechts

Wer da immer noch glaubt, Sozialrituale gebe es nur bei den »Primitiven«, der bescheinigt sich letzten Endes seine eigene Primitivität. Jede Kultur entwickelt Rituale; während aber diejenigen fremder Kulturen von der Ethnologie oft bis ins Detail beschrieben worden sind, fühlt sich für eine präzise Beschreibung unserer eigenen (abendländischen) Rituale noch keine Wissenschaft so recht zuständig<sup>33</sup>. Der Angehörige einer sozialen oder religiösen Minderheit jedoch, stigmatisiert oder nicht gänzlich integriert (wie Kafka als Deutscher unter Tschechen und Jude unter Deutschen in Prag), wird im Hinblick auf die soziale Norm, deren *Abweichung* er verkörpert, tendenziell immer das sein, was der Ethnologe in einer fremden Kultur ist: er wird, freilich nicht frei von Ressentiment, einen guten Blick haben für die Sitten und Bräuche der andern als *andere Bräuche*.

Der rituell Handelnde glaubt an die magische Kraft der Wiederholung und Formalisierung. Das Ritual als Vorgang hat nicht einen *Zweck*, sondern einen *Zeichenwert*; es ist gewissermaßen eine uneigentliche Hand-

<sup>33</sup> Eine Ausnahme bildet Paul Reiwald, der das »Gerichtszeremoniell« als Ritual zur *Isolierung des Angeklagten* und *Vermeidung des Verbrechers* beschrieben hat (vgl. *Die Gesellschaft und ihre Verbrecher*, Zürich 1948, S. 80 ff.).

lung – nämlich auf der Ebene sozialer Interaktion das, was auf verbaler Ebene Metapher und Symbol sind. Es entwickelt »Sinn« nur auf der Basis eines gemeinsamen Vor-, Welt- und Einverständnisses der Interaktionspartner. Seine Begründung kann nur topisch oder mythisch sein, niemals logisch. Nicht nur für religiöse, sondern auch für »profane« Rituale gilt demnach, daß sie nur wirken und »Sinn« haben für den, *der an sie glaubt*. Eine Teilnahme am Sozialritual also müßte freiwillig sein, wenn es sich nicht vor den Augen des Teilnehmers *entleeren* soll. Die Bedingung aber ist gerade bei den Ritualen des Prozeß- und Strafrechts am wenigsten erfüllt. »Wenn es der Wahrheitsfindung dient«, erwiderte der Angeklagte Fritz Teufel im Jahre 1967 ironisch, als er vom Richter aufgefordert wurde, sich zu erheben.<sup>34</sup> Darüber, was nun der Wahrheitsfindung dient und was lediglich der Disziplinierung (sozusagen der Selbstbefriedigung einer Rechtsordnung), hat um etwa dieselbe Zeit in der Rechtswissenschaft eine Diskussion eingesetzt, die bis heute nicht abgeschlossen ist.<sup>35</sup> Da will sich ein Verdacht nicht mehr abschütteln lassen, daß die Art, wie unsere Rechtsordnung seit Jahrhunderten mit ihren Inquisiten (Verdächtigen, Angeklagten, Schuldigen) verfährt, nicht immer und nicht ausschließlich der Wahrheitsfindung dient. Freilich haben die einschlägigen Prozeßrituale sich im Laufe dieser Jahrhunderte von der »brachialen« auf die verbale Ebene verlagert: an die Stelle des *peinlichen Verhörs* (der Folter) ist das »peinliche« im heute gebräuchlichen Wortsinn getreten; der Angeklagte wird nicht mehr geständniserpressend gefoltert, sondern nur noch verbal auf die Folter gespannt; und er steht im Gerichtssaal auch »nur« noch symbolisch am Pranger. (BILD ist dabei.) Aber auch die Öffentlichkeit der Verhandlung dient nicht nur dem Schutz vor richterlicher Willkür, sondern hat das ältere (»brachiale«) Ritual der Anprangerung in sich aufgenommen und mithilfe der Medien perfektioniert. Freilich zielen die modernen Rechtsrituale auf die Seele des Delinquenten und nicht mehr auf seinen Körper,<sup>36</sup> aber sie sind nicht weniger fein gestufte und dosierbare Foltertechniken als die der Inquisition. (Man denke nur an die Freiheitsberaubungsarithmetik der gerichtlichen Haftverschreibung.) Ein *Ritualwandel* seit der Zeit des Kleistschen »Zweikampfes« ließe sich demnach etwa so auftragen:

<sup>34</sup> Vgl. hierzu Ulrich Wesel, *Aufklärungen über Recht*, Frankfurt/M. 1981, S. 107

<sup>35</sup> Zum Nachweis einschlägiger rechtstheoretischer und justizkritischer Literatur vgl. *Der verhörte Held*, a. a. O., S. 244.

<sup>36</sup> Vgl. hierzu Michel Foucault, *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses*, Frankfurt/M. 1976, bes. S. 25

»Brachialritual«	»Verbalritual«
Peinliches Verhör (Folter)	»peinliches« Verhör
Zweikampf (göttl. Offenbarung)	Zeugen der Anklage vs. Zeugen der Verteidigung
Pranger	Öffentlichkeit/Berichterstattung
Bestrafung durch Exekution / Verstümmelung des »schul- digen« Körperteils	Bestrafung der »schuldigen« Seele (psychische Verstümme- lung)
(Mittelalter	
Neuzeit)	

Nun hat Walter Benjamin einmal gesagt, die *Vorwelt* sei Kafkas geheime Gegenwart.<sup>37</sup> Tatsächlich behandelt Kafka die abendländische Rechtsgeschichte auf genau die gleiche Weise wie Sigmund Freud die Geschichte eines menschlichen Bewußtseins: er geht aus von einer *Gleichzeitigkeit* dessen, was chronologisch als Nacheinander zu ordnen wäre. Wie sich die Psychoanalyse die verschiedenen Entwicklungsstufen der menschlichen Psyche in ein und demselben (Unter-)Bewußtsein übereinandergelegt denkt, so behandelt Kafka nicht ontogenetisch, sondern phylogenetisch das Vergangene als ein lediglich Verdrängtes. Sämtliche Stufen der Strafrechtsentwicklung seit dem Mittelalter finden sich, in einer Art von Wiederholungszwang, in seinen Texten wieder. Kafka macht sich gewissermaßen als Erzähler auf, diese Entwicklung nach rückwärts zu verfolgen – weil er davon ausgeht, daß auch ihre vergangenen Phasen nicht überwunden sind, sondern, als *Straflust* und *Strafangst*, im kollektiven (Unter-)Bewußtsein fortleben. Stellt der *Verschollene* eine Diagnose korumpierter oder verhinderter Rechtsprechung in modernen (zeitgenössischen) Institutionen, so überlagern sich bereits im *Prozeß* auf eigentümliche Weise moderne Verwaltungsrituale mit älteren Rechtsprechungspraktiken; genau die *geheime Strafverfolgung* nämlich, deren Objekt und Opfer Josef K. wird, hat Michel Foucault als die Strafjustiz des 18. Jahrhunderts beschrieben, die »das gesamte Strafverfahren, bis zum Urteilspruch, geheim [hielt]«, und zwar »nicht nur für die Öffentlichkeit, sondern auch für den Angeklagten selbst«.<sup>38</sup>

Auf eine noch frühere Stufe der Rechtsentwicklung verweist (im selben Roman) der Begriff *Gesetz*, der ja, bevor er in modernes Rechtsdenken einging, Zentralbegriff einer mosaischen (jüdischen) Rechtsordnung war (*Thora* = *Gesetz*). Vor dem (im Sinn der Aufklärung) *begründeten* Gesetz

<sup>37</sup> Vgl. Benjamin über Kafka. *Texte, Briefzeugnisse, Aufzeichnungen*, hg. v. Hermann Schweppenhäuser, Frankfurt/M. 1981, S. 78

<sup>38</sup> Foucault, a. a. O., S. 48



war das *verkündete*, so wie Mose es vom Sinai geholt haben soll. Dieses Gesetz kam aus dem Willen Gottes und blieb mit ihm immer identisch, und der es verkündet hatte, sprach nach ihm Recht. Deutliche Züge eines solchen »theokratischen« Gesetzes, dessen Unkenntnis bereits »Schuld« bedeute, trägt »das Gesetz«, nach dem das Dachbodengericht arbeitet. So stößt Kafka in Bewußtseinsschichten vor, in denen Recht und Macht noch ungeschieden sind; im Schloß-Roman endlich ist das Machtwort des bürokratischen Apparates (der selber aber durchaus nicht archaische, sondern moderne Züge trägt!), gleich wie er ausfällt, den Dorfbewohnern Rechtsspruch und Gesetz.

»In der Strafkolonie« aber nimmt Kafka eine exemplarische *Rückübersetzung* verbaler Strafrechtsrituale in brachiale vor: die »Schuld« wird hier (wieder oder noch) dem Körper statt der Seele eingeschrieben mithilfe einer grausamen Schreib-Maschine, die ihrerseits wieder ebenso »modern« wirkt wie die Justizverwaltung im *Proceß* oder die Schloßverwaltung. Ein »modernes« Handlungsmuster sucht – vergeblich – ein älteres zu verdrängen und überlagert sich ihm. »Bei uns gab es Folterungen nur im Mittelalter« (E 166): aber diesen Satz sagt der sprachlose »Reisende« gar nicht, er wird ihm – als vorweggenommener Einwand – nur vom Exekutionsoffizier in den Mund gelegt. Dieser Reisende ist auch – um die Apologie des Offiziers weiter zu zitieren – *kein* »großer Forscher des Abendlandes, dazu bestimmt, das Gerichtsverfahren in allen Ländern zu überprüfen«, und er sagt *nicht*, »daß unser Verfahren nach altem Brauch ein unmenschliches ist.« (E 166) Vielleicht ist das Verfahren der Einschreibung der Schuld in die Seele auch nicht menschlicher? Nicht zufällig entsteht diese Erzählung während der Arbeit am *Proceß*-Roman (Oktober 1914): sie beschreibt den *kurzen Prozeß*, der dem Josef K. *nicht* gemacht wird. Aber dessen *langer* führt letzten Endes zum selben Ergebnis: der Exekution des Delinquenten. Und Josef K. kann, obwohl *er* seine Verurteilung akzeptiert, die Urteilsbegründung ebensowenig »lesen« wie der Delinquent »In der Strafkolonie« die Schrift auf seinem entsetzlich zugerichteten Körper. »Die Schuld ist immer zweifellos« (E 156): das gilt als Richt-Wert auch für das »Verfahren« des Dachbodengerichts. Die Schuld wird auf diese Weise nicht begründet, sondern (topisch) *behauptet*. Wenn die »Wahrheit« des Urteils dennoch *beglaubigt* wird, so geschieht das durch ein weiteres Motiv »mittelalterlicher« Strafjustiz: die öffentliche Hinrichtung; »alle wußten: Jetzt geschieht Gerechtigkeit.« (E 164)

»Schreiendes Unrecht« und vollkommen sinnleere Schuldbehauptungen werden stets bei Kafka zur Gerechtigkeit, sobald sich eine *Öffentlichkeit* herstellt. Sowie etwa Josef K. mit dem Gericht in Berührung kommt, sammelt sich ein *Publikum* an: drei subalterne Bankbeamte, Untergebene des Helden also, sind plötzlich da, ohne gekommen zu sein, und am Fenster gegenüber hängen alte Leute und gaffen, als er verhaftet wird (vgl. KKAP I 20). So bekommt diese Verhaftung den Beigeschmack einer

*Inszenierung* (Josef K. hält sie zunächst für die schlechte einer von Freunden gespielten Komödie.) Diesen Beigeschmack haben Rechts- und Strafrituale bei Kafka immer: nicht nur »In der Strafkolonie« und im Verhaftungs- und Untersuchungskapitel des *Proceß*-Romans, sondern auch in den beiden anderen Romanfragmenten. Im Kapitänsbüro im *Verschollenen* etwa werden auffallend viele Leute zu Zeugen der Verhandlung für oder gegen Karl und den Heizer; und im Büro des Oberkellners sammeln sich während der schon zitierten Untersuchung des »Falls Robinson« (»Richter« und Angeklagten nicht gerechnet) vier Leute an, die zusehen (vgl. KKAV I 221 ff.). Als der Held später auf der Straße von Polizisten gestellt und verhört wird, bilden augenblicklich eine Horde von Gassenjungen und eine Gruppe von Gepäckträgern die Öffentlichkeit der Verhandlung, indem sie Karl *umstellen* (und am Weglaufen hindern, vgl. KKAV I 280 f.). Nicht anders ergeht es dem »Schuldiener« K. im Dorf: hier wird die Öffentlichkeit hergestellt durch die Schulklasse, die morgens zum Unterricht in dem Raum erscheint, den K. und sein Anhang als Wohn- und Schlafrum benutzen müssen (vgl. KKAS I 195 ff.). Der Anlaß des Verhörs ist läppisch: eine Katze ist an der Pfote verletzt, der Holzschuppen ist aufgebrochen, damit eingeheizt werden konnte. Aber es genügt, ein öffentliches Gericht zu inszenieren. Und schon bei seiner Ankunft im Dorf hat sich ja Kafkas letzter Romanheld vor den Augen aller Gäste des »Brückenhofes« einem Verhör durch den Kastellanssohn Schwarzer unterziehen müssen (vgl. KKAS I 8 f.). *Immer wieder wird, mit dem Helden in der undankbaren Rolle des Inquisiten, eine Gerichtsverhandlung als Rechtsritual inszeniert*, und es ist eben diese Ritualisierung, die die Stelle einer (fehlenden) schlüssigen Beweisführung oder Urteilsbegründung einnimmt. Das Ritual dient ebensowenig der »Wahrheitsfindung« wie das Aufstehen des Fritz Teufel, sondern der Demütigung oder Beseitigung des Delinquenten. Die »beiwohnende« Öffentlichkeit soll bezeugen, wie dieser sich vor dem »überwachenden und strafenden« Blick der Ordnungsmacht als unbrauchbares, verdächtiges oder störendes Subjekt erwiesen hat. Die Ritualisierung (als öffentliche Demonstration von Delinquenz) verleiht dieser Strafprozedur jedesmal einen Schein von Wahrheit – genau jenen »Schimmer« einer »Urteilsmöglichkeit«, der sich dort breitmacht, wo wahre Urteile unmöglich sind (vgl. H 86).

Während also die Verhaftung Josef K.s ebenso öffentlich inszeniert wird wie die Hinrichtungen »In der Strafkolonie«, ist die Hinrichtung des Romanhelden ein »Sonderbarer Gerichtsgebrauch« (KKAT I 800 f.), der auf die Öffentlichkeit gerade *verzichtet*. Josef K. wird *erledigt* wie eine lästige Verwaltungsaufgabe – wie überhaupt bei Kafka Rechtsrituale, wo sie nicht-öffentlich sind, immer wieder übergehen in Verwaltungsrituale. Im *Proceß* durchdringen und verzahnen sich Rechtspraxis und Bürokratie etwa im »Parteienverkehr« (KKAP I 99) auf dem Dachboden, wo die Angeklagten zu Dutzenden sitzen und auf die »Erledigung« ihrer

»Beweisanträge« warten (KKAP I 94), und im Schloß-Dorf finden die Verhöre mit den »Parteien« unter Ausschluß der Öffentlichkeit im »Herrenhof« statt, in dessen Flur auch allmorgendlich die »Aktenverteilung« zelebriert wird, die keinesfalls gestört werden darf (vgl. KKAS I 430 ff.). Wenn der Dorfsekretär Momus den Helden verhören will, so nur »der Ordnung halber« für die »Dorfregistratur« (KKAS I 180).

Wo aber (wie besonders im Schloß-Roman) Rechtsrituale verdrängt werden durch bürokratische Rituale, da dienen diese doch demselben Zweck. Es ist genau der Zweck, den der Beamte Bürgel meint, wenn er der Möglichkeit, eine »Partei« könne ihn unangemeldet im Bett überraschen, »was sehr leicht ist, beweist, für sie sei kein Platz auf dieser Welt.« (KKAS I 421) Das Individuum nämlich soll auf dem Weg der Ritualisierung *zum Verschwinden gebracht werden*. Dem Josef K. wie dem »Landvermesser« wird systematisch genau das bewiesen: daß kein Platz ist für sie auf *dieser* Welt. Josef K. glaubt es am Ende und *entfernt sich* (er hat ja auf die Tenöre gewartet, die ihn hinrichten). Er tut im Grunde nichts anderes als Georg Bendemann, der sein »Urteil« selbst vollstreckt und von der Brücke springt. Dabei hätte er die Möglichkeit, weiterhin um *Erledigung von Beweisanträgen* nachzusuchen, bei Gericht als *Partei* zu *verkehren* und ansonsten auf *scheinbaren Freispruch* oder *Prozeßverschleppung* zu hoffen wie die anderen Angeklagten auch. Aber er verachtet sie. Das wird als Exempel statuiert am Kaufmann Block, der als Individuum durch einen »länger als fünfeinhalb Jahre« (KKAP I 233) währenden Prozeß bereits zum Verschwinden gebracht ist: wenn der Advokat nicht nach ihm ruft, hockt er in einer fensterlosen Kammer und studiert in eifriger Blödigkeit Gesetzestexte, von denen er kein Wort versteht (vgl. KKAP I 247, 265 f.). Es ist bezeichnenderweise die *Scham* (KKAP I 312, nämlich über ein solches Leben), die den Helden noch überlebt, als er genauso *stirbt*, wie der Kaufmann Block *lebt* (als »Hund [des Advokaten]« KKAP I 265).

Den Inszenierungscharakter seiner Rechts- und Verwaltungsrituale arbeitet Kafka, je öfter er sie gestaltet, immer deutlicher heraus: scheint es sich im Amerika-Roman noch um Zufälle zu handeln, die stets eine Öffentlichkeit sich bilden lassen, wo der Held wieder einmal verhört werden soll, so verzichtet Kafka im *Prozeß* auf jeden Anschein einer Spontaneität der Handlung und gibt den Blick frei auf quasi-theatralische Gesten, mit denen hier Rechtsrituale erfüllt werden. Keinerlei Erklärung wird mehr geliefert für die Anwesenheit der Bankbeamten in Fräulein Bürstners Zimmer oder für den Umstand, daß alle Nachbarn schon Bescheid zu wissen scheinen; über Herkunft und Zusammensetzung der merkwürdigen »Versammlung« (KKAP I 57) bei der »Ersten Untersuchung« bleibt Josef K. so sehr im Unklaren wie der Leser. Schließlich ist die Hinrichtung des Helden durch die zwei Tenöre im Steinbruch eine schäbige und lächerliche Inszenierung. »In Gehröcken, bleich und fett, mit scheinbar



unverrückbaren Cylinderhüten« treten sie auf, und Josef K. fragt prompt: »An welchem Teater spielen Sie« (KKAP I 305 f.). Das wäre als ironische Frage die vernünftigste, die der Held im ganzen Roman stellt, aber die Ironie wird aufgehoben durch seinen eigenen Aufzug: ganz in schwarz und mit neuen Handschuhen hat er die Herren erwartet. Das Theater, an dem alle drei spielen, ist das einer Inszenierung von Rechtsakten, die die »Wahrheit«, statt sie aus sich hervorzubringen, in sich einsaugen und zum Verschwinden bringen mitsamt ihrem Gegenstand, dem Angeklagten. Auf merkwürdige Weise versickert die Wahrheit in eben den Ritualen, die ihrer Bekräftigung dienen sollen. Kafka hat das nicht erfunden, sondern *herausgefunden* schon als Kind gelegentlich der vom Vater erzwungenen Synagogenbesuche,<sup>39</sup> und er überträgt nun diese Erfahrung vom religiösen Ritual auf Rituale des Rechts. Die Technik, mit der er sie anschaulich macht, ist die einer *Wiederholung* von Handlungen oder Konfigurationen und einer *Verdoppelung* von Figuren: zwei Wächter holen Josef K. aus dem Bett, zwei Tenöre richten ihn hin; zwei Gehilfen werden dem K. zugeteilt. Der Gerichtsmaler Titorelli malt immer *dieselbe* Heidelandschaft (vgl. KKAP I 220 f.), die Advokaten gehen *immer wieder* die Treppe hinauf, um vom Gerichtsbeamten hinuntergeworfen zu werden (vgl. KKAP I 159). *Mehrmals* reichen die Tenöre einander über Josef K.s Kopf hinweg das Messer. Identische Handlungen werden zum Ritual, identische Figuren bekräftigen es.

Was immer Kafkas Romanhelden zustößt, es unterstellt sie sofort einer Rechts- und Verwaltungsordnung. Nahezu jeder Dialog gerät zum halbamtlichen Verhör, das einen Verdacht aktenkundig macht und einen späteren Schuldspruch vorbereitet; jede öffentliche Konfrontation mit einer Ordnungsmacht verwandelt sich augenblicklich in eine Gerichtsverhandlung, jedes menschliche Bedürfnis (etwa die Übernachtung K.s im Dorf) wird zum »Fall«, der seiner bürokratischen Erledigung bedarf. Die Konkretheit menschlicher Wünsche und Nöte wird übersetzt in die Abstraktion juristischer und bürokratischer Rituale. Niklas Luhmanns These von der »Legitimation durch Verfahren«<sup>40</sup> sieht sich bei Kafka konfrontiert mit ihrer fratzenhaften Parodie; alles und jegliches wird zum »Verfahren«, das Kafkas Helden regelmäßig »als solches anerkennen«, wie Josef K. sich ausdrückt, selber Bürokrat und »fast ein Advokat« (KKAP I 182). Das setzt sich fort bis in Kafkas private Korrespondenz hinein: in einem Brief an Felice Bauer etwa wird noch ein Wetterumschlag am Sonntagnachmittag zum Augenblick, »wo die Anordnung im Gerichtssaal sich ändert« (F 630). Rechtsprozesse und Entwicklungsprozesse setzt Kafka

<sup>39</sup> Vgl. H 198, wo Kafka die *Erledigung des Gebets* als *Formalität* als die prägende Erfahrung der Synagogenbesuche mit dem Vater nennt; »so gelangweilt habe ich mich später, glaube ich, nur noch in der Tanzstunde«, also wiederum bei einer völlig *ritualisierten* Interaktion.

<sup>40</sup> Vgl. Niklas Luhmann, *Legitimation durch Verfahren*, Neuwied 1969, bes. S. 55–135

ebenso ineins wie Gerichtsurteile und Werturteile. Rechts- und Verwaltungsritualität wuchert in Kafkas Produktion von 1914 an wie ein Schwamm, der alle Unmittelbarkeit menschlicher Empfindungen in sich aufsaugt.

So wird etwa K.s Existenzproblem (er ist offenbar mittel- und obdachlos) von Anfang an reduziert auf einen juristischen Diskurs. Schwarzer fragt ihn nicht, wer er ist oder woher er kommt, sondern *ob er eine Berechtigung hat*. Daß es gerade ein *Titel* ist, um den K.s Streit mit dem Schloß sich den ganzen Roman hindurch dreht (»Landvermesser«?), hat seinen guten Sinn: es ist der alte juristische Sinn des Rechtstitels. Nicht um ein *Individuum* geht es hier, sondern um ein fragmentarisches Subjekt »K«, das nichts hat als diesen Titel, den es sich vermutlich auch nur *adhoc* zulegt, um den vorlauten Kastellanssohn zum Schweigen zu bringen. Das Zugeständnis, den Titel zu führen, kann K. dem Schloß schließlich abringen, sieht aber diese Selbstbehauptung zur *leeren Behauptung* verkehrt: denn »wir brauchen keinen Landvermesser« (KKAS I 95). Der Held hat sich damit ein Recht erkämpft, aber keine Identität; und indem er fortfährt, über dieses Recht zu reden, redet er über die Identität, die er nicht hat – weil Identität nur möglich wird in sozialer Gemeinschaft, und K. in sie nicht aufgenommen wird. Daß er sich mit dem Rechtstitel abfindet, begründet seinen Teilsieg, aber auch seine Niederlage. »Habe ich nicht Recht?« schreibt Kafka in einem Brief an die Freundin Milena (vom Juli 1920). »Aber was hilft das Recht haben?« (M 144) Es hilft nichts, denn entweder hat man die Macht (kommt ins Schloß!), oder man bekommt die Schuld. K. ist am Ende ein *Rechthaber* genau in dem Sinn, in dem er auch durchsetzen kann, im Hof bei Klamms Kutsche auf ihn warten zu dürfen. Er darf, wenn er denn unbedingt will, aber Klamm wird dann eben nicht fahren (vgl. KKAS I 167). Das Rechthaben wird zur Rechthaberei; K. ist ein unnützer Querulant wie Kohlhaas. Er *behauptet sein Recht* nur im einen, nicht im anderen Wortsinn.

#### **IV. Recht als Vorrecht und Argument**

Anders behalten die Ordnungsmächte recht. »Auch der Herr Oberkellner ist ein gerechter Mann« (KKAV I 239) – »Jetzt geschieht Gerechtigkeit« (E 164): solche Sätze über ihre Rechtsprechung klingen beruhigend. Häufig wird gerade die *Rechtmäßigkeit* ihrer Verhöre, Urteils- und Strafakte ausdrücklich betont; aber worin bestehen solche Rechtsakte bei Kafka? Im einen Fall wird der verhörte Held wegen eines minimalen Verstoßes gegen die »Dienstordnung« (KKAV I 225) fristlos entlassen, ohne daß eine wirkliche Untersuchung der (mildernden) Umstände stattfände, im andern soll ein Soldat der »Strafkolonie« wegen Einschlafens im Dienst (auf der Nachtwache, vgl. E 156) zu Tode gefoltert werden. Die *Unver-*

*hältnismäßigkeit* von Delikt und »Strafe« ist in der Kafka-Literatur oft bemerkt worden. Man versuchte sie in der Regel zu erklären, indem man (mehr oder weniger explizit) das manifeste Delikt, das solche drakonischen Strafen oder Verstoßungen kaum rechtfertigt, »uneigentlich« als Korrelat einer weit größeren moralischen Verfehlung begriff, in der die »Schuld« des jeweiligen Helden begründet sei – was aber die Ordnungsmächte unvermeidlich in den Rang einer transzendenten Instanz erhob und Kafka in den eines Krypto-Theologen.<sup>41</sup> Verfolgt man nun aber Kafkas »Processe« des Schuldig-Werdens nach rückwärts, so stößt man regelmäßig nicht auf eine »Existentialschuld« (Martin Buber<sup>42</sup>), sondern auf das *Schuldgefühl* verunsicherter, eingeschüchterter oder verstoßener Individuen. »K. hatte den Eindruck, daß [Staatsanwalt] Hasterer, wenn er seinen Gegner nicht überzeugen konnte, ihn doch wenigstens in Furcht setzte, schon vor seinem gestreckten Zeigefinger wichen viele zurück.« (KKAP I 330) Den Finger streckt die Macht; und er zeigt auf die Ohnmacht. Ihm entgehen kann nur, wer sich bereits überzeugt fühlt, bevor sie überhaupt den Mund auf tut. Das letzte Wort würde sie ohnehin behalten. So wird Josef K. – sozusagen vorsichtshalber – zum intimen Freund und Zechbruder Hasterers, geht »Arm in Arm« (KKAP I 334) mit der Macht. Diese aber läßt sich nicht täuschen: wie das Gericht von der Schuld, wird sie von der *Angst* angezogen und inszeniert nun im Kopf des Helden genau jene Drohgebärde mit dem anklagenden Zeigefinger, die schon immer die »Gegner« der Macht »in Furcht setzte«. Auch das Gericht setzt ja an die Stelle des Versuchs, den Angeklagten zu *überzeugen*, die gezielte Einschüchterung. Josef K.s Rechtsgefühl, auf das die Herren vom Juristenstammtisch so viel geben (vgl. KKAP I 328 f.), ist von innen her ausgehöhlt.

Präsentiert nun der *Proceß*-Roman diese Angst vor der Macht und die »Schuld« vor dem »Recht« als *Ergebnis* einer Persönlichkeitsspaltung, so schilderte noch der *Verschollene* die *Entwicklung* einer solchen zwischen Rechtsgefühl und Schuldgefühl schwankenden Persönlichkeit. Auch Karl Roßmanns Sinn für Gerechtigkeit ist zugleich geschärft und beschädigt durch die elterliche Verstoßung als »Strafe« für das Verhältnis mit dem Dienstmädchen. Er ist *geschärft*, insofern der Held *anderen* (dem Heizer!) ähnliche Ungerechtigkeiten gerne ersparen würde; und er ist *beschädigt*, weil derselbe Held sich als (zunehmend) unfähig erweist, die Gerechtigkeit seiner *eigenen* Sache zu behaupten. Sowohl die Verstoßung durch den Onkel als die Entlassung aus dem Hoteldienst akzeptiert er im Zeichen verminderten Rechts- und vermehrten Schuldgefühls sprach- und wehrlos. Jedesmal soll er im Grunde noch froh sein, »daß alles so gut ausgefallen ist« (KKAVI 251). Solches *Standrecht*, das sich in seiner

<sup>41</sup> So war schon der erste »Leser« Kafkas verfahren, Max Brod: vgl. sein Nachwort zum *Schloß*-Roman, S. 347 ff.

<sup>42</sup> Vgl. »Schuld und Schuldgefühle«, *Merkur* XI/8 (1957), S. 704–729

Selbstherrlichkeit und Eigen-Mächtigkeit als Jüngstes Gericht präsentiert,<sup>43</sup> führt die Rede von Recht und Gerechtigkeit nur im Mund, um die in seine Verhörsgewalt geratenen Opfer wegen minimaler »Schläge ans Hoftor« seiner Ordnung bestrafen oder verstoßen zu können. Verletztes Recht gibt sich bei Kafka, hört man genau hin, fast immer als gestörte Ordnung zu erkennen: es sei nicht nur eine Sache der *Gerechtigkeit*, sondern auch eine Sache der *Disziplin*, erklärte der Onkel seinem Neffen Karl, um den Heizer mit seiner Beschwerde zu erledigen (vgl. KKAV I 48); und der Oberkellner statuiert sein Exempel am Liftjungen Karl mit der Begründung: »Wenn ich das [Verlassen des Postens] einmal dulde und verzeihe, werden nächstens alle vierzig Liftjungen während des Dienstes davonlaufen ...« (KKAV I 224). Es geht hier nicht, soll das heißen, um Gerechtigkeit für einen, sondern um die Disziplin aller. Die Rechtmäßigkeit des Verfahrens gegen den Helden ist nicht Tatsache, sondern *Argument*, das nicht die Wiederherstellung verletzter Gerechtigkeit, sondern die einer disziplinarischen »Dienstordnung« legitimiert. »Bei der Disziplin hört seine Höflichkeit auf«, sagt Karls innerer Monolog vom Kapitän (KKAV I 49), und: »lerne deine Stellung begreifen« (KKAV I 50), schärft der Senator-Onkel dem Neffen als Verhaltensregel für das Leben (auch) in der Neuen Welt ein. Gemeint ist die »Stellung« in einer Hierarchie: auf dem Schiff hat der Kapitän das Machtwort, zuhause und im Geschäft der Onkel, später im Hotel *Oberkellner*, -köchin und -portier. Die *höhere Stellung* der Verhörsinstanzen in Kafkas Texten, vom im Bett plötzlich senkrecht stehenden alten Vater in der Erzählung »Das Urteil« (vgl. E 50) bis zum im Bett liegenden Schloßbeamten Bürgel, wird regelmäßig gegen die Helden und ihre (behauptete) Delinquenz ausgespielt. Das Recht ist auf der Seite der Ordnungsmacht als Vorrecht: warten lassen und brüllen zu dürfen wie der Oberkellner (vgl. KKAV I 224), quälen zu dürfen wie der Oberportier, ins Leben eines Durchschnittsbürgers wie Josef K. beliebig eingreifen zu dürfen wie das Gericht, jede Daseinsberechtigung verweigern zu dürfen wie die Schloßverwaltung dem K. Die Beamten im »Herrenhof« dürfen im Bett liegen, wenn sie »Nachtverhöre« durchführen – und eben deshalb haben sie dieses Vorrecht, weil die zu verhörenden »Parteien« zum Umfallen müde sind. Der leeren Worthülse »Recht« in Bürgels Mund entspricht das reale Vorrecht seiner Beamtenherrlichkeit. Wenn die Rechtsordnung provoziert wird (durch einen, der an ihr Hoftor pocht), dann zeigt sie ihr wahres Gesicht und verbreitet plötzlich »Furcht«, wo sie eben noch zu »überzeugen« vorgab. Die Sachwalter der Gerechtigkeit sind auch die Hüter der Ordnung, ihre Rechtssprüche sind Machtworte. »Wo ist der Kerl, daß ich ihn zermalme« (KKAS I 206): eine solche Drohgebärde, wie sie das

<sup>43</sup> Vgl. dazu H 43: »Nur unser Zeitbegriff läßt uns das Jüngste Gericht so nennen, eigentlich ist es ein Standrecht.«

Verhör des »Schuldieners« K. durch den Lehrer einleitet, ist nur dann notwendig, wenn sich der »Delinquent« *nicht* mithilfe seines eigenen Schuldgefühls gefügig machen läßt – wie die anderen »K.s«. *Sie* wurden psychisch »zermalmt«, und die Rede vom Recht *schwie* ihnen gegenüber von der Macht.

Vor jegliche Rechtsprechung hat die Ordnungsmacht *ihr* Recht gesetzt, Norm und Abweichung, Ordnung und Störung, »Schuld« und »Unschuld« zu *definieren*: die Macht des alten Bendemann, »Das Urteil« über seinen Sohn zu fällen, ist die Definitionsmacht über die *Wirklichkeit*. Hat er anfangs behauptet: »Du *hast* keinen Freund in Petersburg« (E 59), so gibt er jetzt vor, seit Jahren eine geheime Korrespondenz mit dem Petersburger geführt zu haben, und seine Behauptung enthüllt ihren »noch eigentlicheren« Sinn: »Du hast keinen *Freund* in Petersburg.« Aber auch eine *Braut* hat der Held nicht (mehr); sie ist, wenn (und weil!) es nach des Vaters Willen geht, eine Nutte: »weil sie die Röcke so und so und so gehoben hat, hast du dich an sie herangemacht, und damit du an ihr ohne Störung dich befriedigen kannst, hast du unserer Mutter Andenken geschändet, den Freund verraten und den Vater ins Bett gesteckt...« (E 51). Das Machtwort des alten Bendemann, der »strahlte vor Einsicht« ob dieser Umdeutungen der Realität, beraubt den Sohn der Braut, des Freundes, der Mutter und des Vaters. Ihr Urteil selbst zu vollstrecken, hat solche Macht nicht nötig. Hat sie dem Opfer erst den Boden unter den Füßen weggezogen, wird es von selber fallen – von der Brücke, über die genau der »unendliche Verkehr« (mit Freund und Frau) geht (vgl. E 53), der dem Helden verboten sein soll.

## V. Justitia und Diana

Die alltägliche Rede von Recht und Ordnung läßt, unter diesem Aspekt, aufhorchen. Recht kommt freilich ohne Ordnung nicht vor – weder bei Kafka noch anderswo. Selbst, daß es sich überhaupt um zwei verschiedene Dinge handelt, scheint einer Klärung bedürftig gerade an (akademischen) Orten, die sich an den widersinnigen Begriff des *Ordnungsrechts* verdächtig leicht gewöhnt haben. Die Störung einer Ordnung ist eine Störung und als solche vielleicht ärgerlich, aber sie ist deshalb noch kein Unrecht. (Im übrigen versteht man nur negativer Begriff von *Störung* leicht den Blick darauf, daß es Vorgänge gibt, die – je früher je besser – *gestört werden sollten*.) Kafkas verhörte Helden sind *genau* in diesem Sinn keine Rechtsbrecher (sie stehlen nicht, sie morden nicht, sind überhaupt nicht kriminell), sondern Ordnungsstörer; ein K. verstößt also gegen die Studienordnung (Karl im Verhör durch den Onkel, KKAV I 71 f.), die Dienstordnung (225), kann sich vor einem Ordnungshüter nicht ausweisen (277); ein K. stört die Ordnung in der Pension (vgl. KKAP I 37) und in



der Bank; ein K. hat keine Aufenthaltserlaubnis (KKAS I 8), überschreitet seine Befugnisse als Schuldner (206 ff.), stört die Aktenverteilung an die Schloßbeamten (430 ff.), hält sich unbefugt im Hof und in Klamms Kutsche auf (163–165).

*Überseedampfer, New Yorker Geschäftshaus, riesiges Hotel »Occidental«; Bankhaus, Gericht; Schule, Schloßverwaltung:* nicht zufällig begehen Kafkas Störer ihre »ordnungsrechtlichen« Delikte immer wieder im Rahmen großer, hierarchischer Institutionen – oder, umgekehrt: wo immer die Helden hingeraten, wachsen solche Institutionen vor ihnen aus dem Boden, nötigenfalls aus dem Dachboden. Noch der Flur des Gasthofs »Herrenhof« wird, kaum hat sich K. (absichtslos) hineinverirrt, zum Korridor von Amtsräumen, in dem er *Amtshandlungen* stört. Solche Institutionalisierung ist die szenische Entsprechung der Verrechtlichung von Handlungen (zu Amtshandlungen), von Dialogen (zu Verhören) und Vorgängen (zu Prozessen).

Im Inneren einer hierarchischen Institution aber werden, was die Alltagserfahrung ebenso zeigt wie ein Roman Kafkas, Prinzipien der *außerhalb* gültigen Rechtsordnung immer wieder durchkreuzt und nötigenfalls *aufgehoben* von den Prinzipien einer spezifisch disziplinarischen Ordnung.<sup>44</sup> James Joyce und Robert Musil, Zeitgenossen Kafkas, haben (in semi-autobiografischen Frühwerken) ihre Erfahrungen mit dem *Internat* als exemplarischer Disziplinarinstitution verarbeitet; in beiden Romanen signalisiert, ganz wie bei Kafka, ein Verhör mit dem Zögling, der die Ordnung stört oder gestört haben könnte, das normierende »Überwachen und Strafen« im Innern solcher »Institute«.<sup>45</sup> Dem einzelnen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, fällt ihnen so schwer wie die Überwachung der Ordnung leicht; während sich jedoch die jungen Helden bei Joyce und Musil (Stephen Dedalus bzw. der »Zögling Törless«) auf die eine oder andere Weise einen Rest von Selbstvertrauen und Autonomie bewahren, führt bei Kafka das immer wiederholte Disziplinierungsritual (Verhör, Verdikt, Verstoßung) zur Ansammlung von Schuldgefühl, zur perfekten Selbst-Disziplinierung (Josef K.) und zur Straf- und Verstoßungsangst, die sich selbst zu begründen scheint als »self-fulfilling prophecy.« Urform solcher Konflikte mit Ordnungsmächten einer quasi-militärischen (»Strafkolonie«), quasi-juridischen (Dachbodengericht) oder quasi-bürokratischen Institution im Werk Kafkas ist – selbstverständlich, möchte man sagen – die Familie als geschlossene Gesellschaft, deren patriarchalische Macht- und Abhängigkeitsstruktur alle späteren Hierarchien schon in sich trägt (vgl. »Das Urteil«) und im Grunde »die

<sup>44</sup> Vgl. Foucault, S. 220–292; er bezeichnet die Disziplin ausdrücklich als »Gegenrecht« (S. 285).

<sup>45</sup> Vgl. James Joyce, *A Portrait of the Artist as a Young Man*, Harmondsworth <sup>14</sup> 1972, S. 47–58, und Robert Musil, *Die Verwirrungen des Zöglings Törleß*, Frankfurt/M. 1978, S. 176–182.

K.s« nie ganz aus sich entläßt: so wird dem verhörten Liftjungen Karl die Konfiguration von Oberkellner und Oberköchin zum Elternpaar, das die Verstoßung nach Amerika nun *in Amerika* wiederholt, so bildet sich noch im Dreiecksverhältnis Klamm-Frieda-K. eine quasi-ödipale Struktur heraus (K. nimmt dem Vater-Beamten die Frau weg).

Während nun jede »rechtsstaatliche« Justiz grundsätzlich von der *Unschuld* des Verdächtigen ausgeht, dem die Schuld erst zweifelsfrei nachgewiesen werden muß (*in dubio pro reo*), verhält sich das disziplinarische »Ordnungsrecht« genau umgekehrt: wer auffällt, macht sich verdächtig, und wer den Verdacht auf sich lenkt, hat sich jede Reaktion selber zuzuschreiben, die er vielleicht provoziert. »Man wurde gewissermaßen schon bestraft, ehe man noch wußte, daß man Schlechtes getan hatte« (»Brief an den Vater«, H 178). Analog heißt es von Josef K.: »... ohne daß er etwas Böses getan hätte, wurde er eines Morgens verhaftet.« (KKAP I 7) Rechtfertigungen werden dabei nicht zugelassen, denn erstens stehen sie im Verdacht, »erlogene Ausreden« zu sein und zweitens verschleppen sie nur den Prozeß der Aburteilung und stören den Betrieb erst recht. »Er möchte ja vielleicht vor seinem Abschied noch irgendeine große Untersuchung [...] verursachen wollen« (KKAV I 234), sagt der Oberkellner zynisch über Karl. *In dubio contra reum*: ist das Prinzip der disziplinarischen Strafverfolgung. Genau wie Michael Kohlhaas ist angeblich auch der beschwerdeführende Heizer auf dem Schiff »ein bekannter Querulant« (KKAV I 24), und »vollständig unbrauchbar« ist Karl im Hotel (KKAV I 232). »Die Schuld ist immer zweifellos«, denn sie liegt ja darin, daß der Delinquent überhaupt den überwachenden und strafenden Blick der höheren Instanz auf sich aufmerksam gemacht hat. »Das Gesetz« solcher Strafverfolgung verlangt nach Unterordnung; es wird tatsächlich »von der Schuld angezogen« und merzt sie aus als Abweichung und Renitenz. Daß dabei Gnade vor Recht ergehen kann, erweist sich als altes Machtmittel subtilster Art: denn die Verstoßung, in die eine angeblich verdiente Strafe dann umgewandelt wird, stellt sich als die unverdiente schlimmere heraus. Karl Roßmann soll nicht mehr Familienmitglied und später nicht mehr Hotelangestellter sein, K. überhaupt keiner menschlichen Gemeinschaft mehr angehören dürfen. Das Schuldgefühl, das Isolation und »unverdiente« Strafmilderung erzeugt haben, verlangt dann geradezu nach erneuter Unterordnung unter die alte Macht *oder* nach der alten Unterordnung unter eine *neue*. (So wechseln im Leben Karls die Vaterfiguren, deren jede mithilfe desjenigen Schuldgefühls über ihn herrscht, das die vorige hinterlassen hat.)

Auch »Gnade vor Recht« also diszipliniert; sie trägt bei zu einer *zirkulären Strafverfolgung*, die nicht (wie die rechtsstaatliche) auf einmalige Ahndung eines einmaligen Delikts abzielt, um den Täter dann (wieder) in Freiheit zu setzen, sondern darauf, durch wiederholte Disziplinierung



(Straferlaß, Liebesentzug, Verstoßung, aber auch gelegentliche Bestrafung) wegen kleiner und kleinster Delikte den Willen des Störers allmählich zu brechen und sich am Ende dadurch selber überflüssig zu machen. Die zirkuläre Strafjustiz produziert nicht Sühne oder Reue, sondern Schuldbewußtsein, Strafangst und Scham.<sup>46</sup> Sie ist willkürlich und unberechenbar: »das Gesetz« der Disziplin scheint immer erst im Augenblick seiner Übertretung erfunden oder formuliert zu werden, um ein Machtwort zum Rechtsspruch zu machen. So definiert der Onkel in seinem Abschiedsbrief an Karl Roßmann erst *rückwirkend* dessen Ausflug zu Pollunders Landhaus zum *Vergehen* gegen seine »Principien« (KKAV I 122); der Lehrer behauptet erst *am Morgen*, nachts hätte das Schulzimmer, das K. mit seinem Anhang bewohnen muß, nicht beheizt werden dürfen; und der Herrenhofwirt erklärt K. *danach*, daß er der Aktenverteilung nicht hätte zusehen dürfen (vgl. KKAS I 422). Regelmäßig bei Kafka wird zu solchem Zweck einer rückwirkenden Schuldfestsetzung ein Verhör inszeniert. Seine Funktion für die disziplinarische Ordnung ist eine doppelte: von der *Überwachung und Überprüfung* des Verdächtigen, Auffälligen oder Störenden kann es an jedem beliebigen Punkt in dessen *Bestrafung* umschlagen und mit ihr enden; es kann, kraft einer Rede- und Richtgewalt, die »kein Wort der Widerrede« (H 176) duldet, die »Wahrheit« über den Verhörten zu finden vorgeben und dabei gleichzeitig selber produzieren.

Es gibt eine Stelle im *Proceß*-Roman, an der Kafka dieses Neben- und Gegeneinander von Gerechtigkeit und Disziplin mithilfe einer »Kontamination« zweier Allegorien ins Bild setzt: der Gerichtsmaler Titorelli arbeitet, als Josef K. ihn aufsucht, an einem Richterporträt, das im Hintergrund »die Gerechtigkeit und die Siegesgöttin in einem« zeigt (KKAP I 196). Als Justitia hat sie »die Binde um die Augen und hier die Wage«, aber als Diana »an den Fersen Flügel«, mit deren Hilfe sie sich »im Lauf« (KKAP I 196) befindet. Und nachdem der Maler noch eine Weile an ihr »herumgestrichelt« hat, erinnert sie Josef K. »kaum mehr an die Göttin der Gerechtigkeit, aber auch nicht an die des Sieges, sie sah jetzt vielmehr vollkommen wie die Göttin der Jagd aus.« (KKAP I 197) Der *Sieg* dieser merkwürdigen Göttin hätte noch der über das Unrecht sein können, aber ihre *Jagd* ist nun offenbar die nach menschlichem Wild. »»Das ist keine gute Verbindung,« sagte K. lächelnd, »die Gerechtigkeit muß ruhen, sonst schwankt die Wage und es ist kein gerechtes Urteil möglich.«« (KKAP I 196) Das Lächeln wird ihm noch vergehen, denn er selbst ist ja tatsächlich einer Rechtsordnung ausgeliefert, in der »kein gerechtes Urteil möglich« ist, und die eher auf Überwältigung und Sieg ausgeht als auf Gerechtigkeit. Justitia-Diana, als ihre paradoxe Personifikation, scheint *unfähig* wie das Dachbodengericht: was soll sie, als

<sup>46</sup> Hierzu ausführlicher *Der verhörte Held*, a.a.O. S. 180f.

Justitia, mit den Flügeln, was andererseits, als Diana, mit der Augenbinde? Die Waage ruht nicht, und die Jagd ist blind. So stellt sich das Urteil als Vorurteil heraus und sein Sieg über den Helden als *blinde Rache*. Und Josef K. hört auf, an die Justitia zu appellieren, als ihm klar wird, daß ihn doch nur die Diana hört und umso schneller gelaufen kommt. »Wo war der Richter den er nie gesehen hatte?« (KKAP I 312)

## VI. »Das Gesetz« innen und außen

So also stellt sich das Problem von außen dar: ein Delinquent trifft auf eine Personalunion von Richtergewalt und Ordnungsmacht, die ihn im Zweifelsfall (und welcher Fall wäre keiner?) nicht nach den Geboten der Gerechtigkeit, sondern nach den Grundsätzen der Disziplin behandelt. Diese Sicht »von außen« herrscht noch im *Verschollenen* vor; bereits der ein Jahr nach dessen Abbruch begonnene *Proceß* jedoch setzt an ihre Stelle einen »Zirkel von innen und außen« (Hans H. Hiebel<sup>47</sup>): Hinweise darauf, daß das Dachbodengericht in Josef K.s eigenem Oberstübchen tagt, werden zugleich gegeben und widerrufen.<sup>48</sup> Der Streit der Kafka-Forschung um diesen Punkt ist fruchtlos und bildet genau diesen »Zirkel« ab: von »außen« nach »innen« und wieder zurück führt auch der hermeneutische Zirkel, die Außenwelt verweist den Leser auf Josef K.s Psyche und diese wiederum nach außen, ohne daß eine endgültige Entscheidung möglich wäre zwischen dem *Proceß* als *Justiz- und Bürokratiesatire* und demselben Roman als *Psychogramm eines Paranoiden*. Man macht es sich nicht etwa leicht, sondern (mit recht) schwer, wenn man sagt: der Text ist beides. Die hierarchische Struktur einer verwalteten und ihre Opfer nur noch verwaltenden Justizordnung findet sich offenbar wieder *im Kopfe* eines Mannes, der immerhin (auch) Beamter ist und am Juristenstammtisch Sitz und Stimme hat (vgl. KKAP I 327 f.), und dessen Schuldgefühl umgekehrt *nach außen* projiziert wird auf eine Umwelt, die sich immer genau so darstellt, wie der Held sie sehen will oder muß. Die angebliche Gerechtigkeit des »Processes« gegen Josef K. und dessen *Selbstgerechtigkeit* gegenüber jeder Art von Schuldvorwurf entsprechen einander genau; die Obszönität der Gerichtsbeamten entspricht der sexuellen Gier *Franz-Josef K.s* nach der »Zimmernachbarin« *Fräulein B.* (vgl. KKAP I 48).<sup>49</sup> »Das Gesetz«, das die Gerichtsfunktionäre, vom Auf-

<sup>47</sup> Hans H. Hiebel, *Die Zeichen des Gesetzes. Recht und Macht bei Franz Kafka*, München 1983, S. 46–50

<sup>48</sup> Vgl. etwa den Untersuchungsrichter, der Josef K.s Verspätung an dessen eigenem Vorsatz mißt, um 9 Uhr zu erscheinen, KKAP I 60; andererseits unterhält offenbar der »Fabrikant« unabhängig von Josef K. Kontakte zum Gericht (Titorelli!), das dann doch wieder nicht ganz für die Innenwelt des Helden zu vereinnahmen wäre.

<sup>49</sup> Elias Canetti (*Der andere Prozeß. Kafkas Briefe an Felice*, München 1969) hat die

seher bis zum Gefängniskaplan, immerzu im Mund führen, ist einerseits das Pseudo-Gesetz einer korruptierten Rechtsordnung, andererseits aber das »Gesetz« im Kopf des Helden, das ihn zwingt, sich den dubiosen Rechtssprüchen dieser Ordnung zu unterwerfen, ohne sich auch nur zu wundern. Der Zirkel von innen und außen ist der ständige Wechsel von Disziplin und Selbstdisziplinierung, Gerichtsurteil und Selbstverurteilung, Verachtung des Gerichts und Selbstverachtung, Überwachtwerden und Selbstüberwachung. Dem »Gesetz« dieses Wechsels bleibt der Held »verhaftet« auch und gerade als äußerlich respektabler und erfolgreicher Emporkömmling, der »dreißig Jahre auf der Welt ist und sich allein hat durchschlagen müssen« (KKAP I 21): verhaftet der *Angst* vor dem Versagen, dem *Schuldgefühl* gegenüber vernachlässigten Bindungen und der verlassenen sozialen Schicht sowie der *Scham* angesichts eigenen verdrängten Begehrens. Josef K. hat seine Rechtsordnung im Kopf; er ist das Opfer einer Disziplin, die er sich selbst hat auferlegen müssen, um zu werden, was er ist. »Du warst bisher unsere Ehre, Du darfst nicht unsere Schande werden« (KKAP I 122), mahnt ihn (unwidersprochen!) der Onkel, der – wie öfter bei Kafka – hier Vaterstelle vertritt. Gelegentliche Hinweise dieser Art auf Josef K.s »hohe Stellung« (KKAP I 167) und bescheidene Herkunft genügen dem Erzähler: die subtile Rivalität etwa gegenüber dem Direktor-Stellvertreter (vgl. KKAP I 339 ff.), sein beträchtlicher Einfluß beim Direktor selbst (vgl. P 201) und sein Verhalten gegen subalterne Beamte zeigen ihn dem Leser als »in gewissem Sinne mächtigen Herrn.«<sup>50</sup> Aber solche Macht ist erkaufte um einen hohen Preis: als Mensch und Mann ist Josef K. unglücklich und ängstlich; seine Sehnsucht, vom Gericht befreit zu sein und herauszufinden, »wie man aus dem Proceß ausbrechen, wie man ihn umgehen, wie man außerhalb des Processes leben könnte« (KKAP I 291), bleibt unerfüllt: sie bringt sich selber um ihre Erfüllung, indem sie sie ausgerechnet vom *Gefängniskaplan* »Im Dom« erhofft. Josef K. müßte nämlich, um außerhalb des Prozesses zu leben, außerhalb seines Kopfes leben können. Stattdessen aber kann er sich bis zum Schluß nicht entscheiden zwischen Aufbegehren gegen die innere Instanz, die sein Leben reglementiert, und Todeswunsch als »gerechte« Strafe für diese durchschnittlich rechtschaffene und leere Beamten- und Junggesellenexistenz. Er will abwechselnd sich über das Gericht und das Gericht über sich triumphieren sehen; sein letzter Gedanke, würde er realisiert, bohrte sich also der Held das Messer selbst in die Brust, wäre beides zugleich.

Zirkulär und prinzipiell endlos werden die hinausprojizierten Selbstvorwürfe Josef K.s von seiner Umwelt (etwa dem Direktor-Stellvertreter)

---

Beziehung Josef K.s zu »Frl. Bürstner« mit derjenigen Kafkas zu Felice auf überzeugende Weise verglichen.

<sup>50</sup> Am Juristenstammtisch trifft Josef K. »lauter gelehrte, angesehene, in gewissem Sinne mächtige Herren« (KKAP I 328).

verstärkt und kommen zurück als »das Gesetz«, das von der Schuld angezogen (oder erst geschaffen?) wird. Die äußere Ordnungsmacht trifft mit ihrem Schuldspruch auf ihre genaue innere Entsprechung: die Macht findet in der Angst einen Resonanzboden, der sie als Ursache und Wirkung zugleich erweist, und der sozialen Verurteilung hat das Schuldgefühl immer schon vorgegriffen. Ohne die Angst gäbe es vermutlich keine Macht – also auch keine »Schuld« ihr gegenüber. Die Ordnungsinstanzen müßten, um Disziplin in ihrem Sinn durchzusetzen, zur Gewalt greifen, die freilich kein Schuldgefühl erzeugt, sondern Haß und Gegengewalt und deshalb völlig »ineffektiv« ist, wie Aldous Huxley zynisch, aber zu recht gesagt hat.<sup>51</sup> Effektiver ist es, physischen Zwang zu ersetzen durch die Trias von Schuldgefühl, Angst und Scham, die immer schon da ist, bevor sich ein Rechtsgefühl entwickeln kann. Das gilt ontogenetisch ebenso wie phylogenetisch, kindheitsgeschichtlich ebenso wie menschengeschichtlich. Die ins Auge springende Analogie zwischen der Vater-Sohn-Beziehung, wie »Das Urteil« und der »Brief an den Vater« sie schildern, und dem Verhältnis von Ordnungsmacht und Held in den Romanen spricht für die Omnipräsenz eines »Gesetzes« familialer und sozialer Disziplin: wer jener entwächst, gerät in diese, ohne aus dem Zirkel der Verwandlung von Macht in Recht und umgekehrt je herauszukommen. Es ist der Zirkel einer Rechtsordnung, die Gerechtigkeit und Disziplin »gleichzeitig« zu realisieren vorgibt. Die mit ihr Kollidierenden haben nur die Wahl zwischen äußerer und innerer Störung, also zwischen Auffälligkeit und Renitenz einerseits und der Störung ihres psychischen Haushalts und Selbsterhaltungswillens andererseits. So läßt sich Josef K., der *Gestörte*, widerspruchslos abführen, während der »Landvermesser« K. dazu verurteilt ist, der *Störer* zu bleiben, als der er ins Dorf kam. Es ist die aporetische Wahl zwischen Kafkas »grenzenlosem Schuldgefühl« und dem grenzenlosen Rechtsgefühl eines Michael Kohlhaas.

## VII. Waltende Gerechtigkeit und verwaltete Delinquenz

*Die bürgerlichen Grundrechte »binden Gesetzgebung, vollziehende Gewalt und Rechtsprechung« (GG, Art. 1, Abs. 3). Recht in diesem Sinn ist Recht auf etwas: Sicherheit, Menschenwürde, Unverletzlichkeit der Person. Wird diese dennoch verletzt, so verletzt der Täter gleichzeitig die Rechtsordnung selber, und das Strafgesetzbuch schreibt fest, wie sie darauf jeweils zu reagieren hat. Ihre Wiederherstellung durch gerichtliche Verfahren ist ein Akt der Gerechtigkeit; jede Willkür ist ausgeschlossen, Richter und Staatsanwälte haben ihre Vorschriften, bis hin zum Strafmaß ist alles kodifiziert, die Öffentlichkeit ist »zugelassen«, um der Gerechtigkeit beim Walten auf*

<sup>51</sup> Vgl. Aldous Huxley, *Brave New World*, Vorwort zur Nachkriegsausgabe (Harmondsworth 1950), S. 12

*die Finger zu sehen. Forensische Urteile sind Rechtssprüche, keine Machtakte; wir leben schließlich nicht im Absolutismus. So einfach ist das. Ist das so einfach?*

Es nimmt nicht wunder, daß Kafka-Leser mit einem solchen Idealbild vom Rechtsstaat rundheraus bestreiten, seine Texte hätten mit demokratisch-republikanischer Wirklichkeit irgend etwas zu tun.<sup>52</sup> Daß bestimmte Straf- und Prozeßrituale, die Kafka wiederholt gestaltet hat, rechtshistorische Realität gewesen sein könnten, werden solche Leser noch am ehesten zugestehen, ansonsten aber eine aufgeklärte Welt beschwören, in der niemand im Steinbruch erstochen oder im »Apparat« hingerichtet werde – so als ob die Aufklärung mit den Machthabern die Macht abgeschafft hätte und nicht, in bekannter Dialektik, bereit sei, jeden Augenblick in Mythos wieder umzuschlagen.<sup>53</sup> Auf die zwei Drittel des Globus hinzuweisen, die mitten im 20. Jahrhundert noch fest in der Hand der Willkürherrschaft und ihrer Straf- und Folterpraktiken sind, wäre freilich ein billiges Argument, wenn auch deshalb noch kein falsches. Trotzdem kehren wir lieber vor der eigenen Tür auch auf die Gefahr hin, der Verschmutzung selber bezichtigt zu werden, auf die wir hinweisen. In der Tat protestieren juristische »Nestbeschmutzer« seit längerem gegen den orthodoxen Geist der deutschen Justiz und ihren selbstherrlichen Umgang mit der Delinquenz. So hat ein Kritiker, der es wissen muß,<sup>54</sup> der »Sprache der Richter in ihren Urteilen« *maximale Abstraktion, Vieldeutigkeit eines nominalen Stils, Begriffsvertauschung, Zirkelschlüssigkeit und falsche Evidenz* vorgeworfen. Die juristische Rede Kafkascher Figuren ließe sich besser als durch diese Begriffe kaum beschreiben: man denke an die »maximale Abstraktion« des jeden Inhalts beraubten Gesetzesbegriffs im *Proceß* und die »Vieldeutigkeit eines nominalen Stils«, in dem von ihm die Rede ist: »Im Innern«, »im Dienst des Gesetzes« (KKAP I 300); man denke an die »Zirkelschlüssigkeit« der Argumente des Advokaten Huld, des Malers Titorelli oder des Gefängniskapläns. (»Das ist richtig, aber so pflegen die Schuldigen zu reden.« KKAP I 289) Man denke auch an die »falsche Evidenz« des Klammschen Briefes an den »Landvermesser«: »Sie sind, wie Sie wissen, in die herrschaftlichen Dienste aufgenommen...« (KKAS I 40, Hervorh. U. A.), oder an die Scheinlogik der Begründung, mit der der Onkel Jakob seinen Neffen Karl Roßmann verstößt:

<sup>52</sup> Verknüpfungen Kafkascher Motive mit Beobachtungen an zeitgenössischer Realität – wie etwa Werner Krafts Hinweis auf die Diskrepanz »zwischen Verfassungsnorm und Verfassungswirklichkeit« sind äußerst selten in der Kafka-Literatur, wo der interpretierende Geist, verkapselt in die Denktraditionen *deutscher Philologie*, die Mode der streng textimmanenten Methode ebenso überlebt zu haben scheint wie alle anderen produktiven Störungen seines Wirkens. (Vgl. W. Kraft, *Mondheimat Kafka*, Pfullingen 1983, S. 21).

<sup>53</sup> Vgl. Max Horkheimer / Th. W. Adorno, *Dialektik der Aufklärung*, Frankfurt/M. 1971

<sup>54</sup> Claus-Ekkehard Bärsch, »Die Sprache der Richter in ihren Urteilen«, in: U. Sonnemann (Hg.), *Wie frei ist unsere Justiz? Vom Systembau der Niedertracht*, München 1969, S. 178–213, hier S. 190ff.

»Du hast Dich gegen meinen Willen dafür entschieden, heute abend von mir fortzugehen, dann bleibe aber auch bei diesem Entschluß Dein Leben lang ...« (KKAV I 123). Das alles ist offensichtlich verbaler Unsinn, aber ein mit »Autorität« (Sprachgewalt) verkündeter Unsinn, gegen dessen falsche Evidenz und evidente Falschheit jeder Einspruch untersagt ist. Der Held, der einen solchen Bescheid bekommt, versteht oft nicht einmal, wovon überhaupt die Rede ist. Und soweit es die Rede vom *Recht* ist, die da unverständlich bleibt, wird man sagen müssen: sie bleibt es nicht nur bei Kafka. Der juristische Fachdiskurs dient wenigstens tendenziell immer der Abschottung gegen laienhaften Alltagsverstand und der Monopolisierung von »Interpretationsherrschaft« (Ulrich Wesel<sup>54</sup>) über den Gesetzeswortlaut einerseits und die »innere Tatseite« des Delinquenten andererseits.<sup>55</sup> Die Fiktion, das polizeiliche und gerichtliche Verhör diene zu nichts als objektiver Wahrheitsfindung, kann diesen Sachverhalt zugleich verbergen und legitimieren. Die rechtsphilosophische, soziologische und psychologische Kritik daran ist so alt wie berechtigt: schon 1928 erschien die Studie *Der Verbrecher und sein Richter* der Psychoanalytiker Franz Alexander und Hugo Staub.<sup>57</sup> Sie beleuchtet genau Kafkas Problem eines »juristischen« Wahrheitsbegriffs, wie es sich im Verhör darstellt:

Die ganze Technik des Verhörs, das Suchen nach eindeutigen, bewußten Motivationen, das Aufspüren von Widersprüchen, das Bestreben, dem Täter diese Widersprüche als Unwahrhaftigkeit auszulegen und die moralische Bewertung seiner Persönlichkeit davon abhängig zu machen, ist, im Lichte der Psychologie gesehen, unzulässig, weil unwahr.

Nicht der Richter, der die Widersprüche in der Aussage feststellt, sondern meistens der Täter, der sich in Widerspruch verwickelt, hat recht, weil ja die meisten menschlichen Handlungen tatsächlich aus widerspruchsvollen Motiven begangen werden.<sup>58</sup>

Ein homogenes Täter-Ich also wird vorausgesetzt, das – als »Rechtssubjekt« – wußte, was es tat; gleichzeitig aber wird dieses Subjekt zum *Objekt* juristischer Wahrheitsfindung. Es soll gestehen, auch wenn es selbst nichts weiß. Die auf diesem Weg erlangte »Wahrheit« aber bleibt, bei aller unterstellten subjektiven Redlichkeit richterlicher Bemühung, um wieviel mehr erst bei klassenspezifischen oder politischen Vorurteilen, ein Konglomerat aus Irrtum und Erkenntnis. »Geständnis und Lüge ist das Gleiche. Um gestehen zu können, lügt man« – sagt Kafka (H 343); und an anderer Stelle: »Geständnisse würden am klarsten, wenn man sie widerriefe.«<sup>59</sup> Der Unterschied zwischen »dem Verbrecher und seinem Richter« ist eben – und daran hat sich seit Ignaz Wrobel's Satiren und Ernst Feigls Gerichtssaalreportagen im *Prager Tagblatt* zu Kafkas Zeit

<sup>54</sup> *Aufklärungen über Recht*, S. 96

<sup>55</sup> Zum juristischen Begriff der inneren Tatseite vgl. Karl F. Schumann, *Der Handel mit Gerechtigkeit*, Frankfurt/M. 1977, S. 59ff

<sup>57</sup> Wiederabgedruckt in: T. Moser (Hg.) *Psychoanalyse und Justiz*, Frankfurt M. 1971

<sup>58</sup> Ebd., S. 248

<sup>59</sup> Be 96/97

prinzipiell wenig geändert – nicht nur der zwischen Schuld und Unschuld, sondern oft auch der zwischen oben und unten, Störung und Repräsentanz der gestörten Ordnung, Sprachnot und in juristischer Topik geschulter Redegewandtheit. Hier klar zu differenzieren, scheint gerade den auffallend häufig aus der Ober- und Mittelschicht stammenden deutschen Richtern<sup>60</sup> bis auf den heutigen Tag nicht leicht zu fallen. Das Richter freilich fällt ihnen um so leichter, je weiter sie von dem Ort der seelischen Ab- und Zurichtung entfernt sind, der im Juristendeutsch *Vollzugsanstalt* heißt. Was sich hier vollzieht, ist eine Frage, die seit längerem immer vernehmlicher gestellt wird, und zwar *sogar* in der einschlägigen Fachliteratur. Eine »schamhafte Jurisprudenz« indessen vergräbt die Strafen, die sie verhängt, in Bürokratie;<sup>61</sup> der Richter sieht sich immer mehr in der Lage dessen, der weniger Gerechtigkeit übt als Delinquenz verwaltet. Was »rechtsstaatliche« Justiz sein sollte, wird also *nicht nur bei Kafka* immer wieder verbogen zur zirkulären Strafverfolgung. Schuld und Strafen jagen einander im (Teufels-)Kreis herum, und daneben steht eine ratlose Rechtstheorie und sucht festzustellen, wer hier wen verfolgt. Sein Vorstrafenregister »belastet« den Delinquenten nicht nur in den Augen des Richters, sondern vermutlich auch als *self-fulfilling prophecy*.

Der jedem Sozialarbeiter bekannte Teufelskreis von Rückfalltat und Strafverschärfung gleicht durchaus dem Zirkel Kafkascher Strafverfolgung, in der jeder Disziplinverstoß zur Schärfung der Disziplin und damit zum nächsten *schlimmeren* Verstoß führt. Freilich geht es *hier* um Schuldgefühl und dort um Tat-Schuld; aber addieren sich nicht auch in der durchschnittlichen Delinquentenlaufbahn, die es leider wirklich gibt, auf dem zirkulären Weg über Jugendstrafe, Asozialisierung, Rückfall und Haftstrafe kleine Alltagsdelikte erst allmählich zu einer »großen Schuld«, »wo ursprünglich gar nichts gewesen ist« (vgl. KKAP I 200)? der Strafvollzug ist so etwas wie das Unterbewußtsein der Jurisprudenz, das deren bewußt formuliertem Straf-Zweck (heiße er Prävention, Sühne oder Schutz der Gesellschaft) *gerade entgegenarbeitet*; was dieses Unterbewußtsein als Verdrängtes aufbewahrt und immer wieder aus sich entläßt, das ist die vielleicht gut verwaltete, aber nicht wirklich verminderte Delinquenz. Paul Reiwald hat vor mehr als vierzig Jahren nicht ironisch, sondern in traurigem Ernst von der »Strafe im Dienst der Verbrechenserhaltung« gesprochen;<sup>62</sup> und wenn das statistische Material, das er zum Beweis ausbreitet, heute auch überholt sein mag, so ist es der Befund keineswegs. Es geht hier nicht darum, in bekannter Manier »der Gesellschaft« (einer letztlich topischen Konstruktion) alle Schuld zuzuschie-

<sup>60</sup> Vgl. hierzu Ralf Dahrendorf, »Bemerkungen zur sozialen Herkunft und Stellung der Richter an Oberlandesgerichten«, *Hamburger Jahrbuch für Wirtschafts- und Gesellschaftspolitik* 5 (1960), S. 260–275.

<sup>61</sup> Vgl. Foucault, a. a. O. S. 17

<sup>62</sup> Reiwald, a. a. O. S. 188



ben; es geht aber – statt immer nur um die Psychologie des Verbrechers – um die (bereits von Reiwald geforderte<sup>63</sup>) einer »strafenden Gesellschaft«, deren bewußtem »Straf-Recht« ein unbewußter »Straf-Zwang« (Gonsalv Meinberger<sup>64</sup>) gegenübersteht und zuarbeitet. Es geht mithin um die einfache, aber viel zu selten gestellte Frage nach dem »Leiden, das geltende Ordnung zufügte« (Werner Kraft<sup>65</sup>). Und es geht vor allem um genau das (auch von Strafrechtskritikern der Gegenwart bemerkte) Umschlagen von Justiz in Verwaltung und Verwaltung in »Sub-Justiz«<sup>66</sup>, das Kafka dargestellt hat. Der Fall Josef K. wird ebenso vom Gericht *verwaltet*, wie sich K. von der Schloß-Bürokratie *gerichtet* sieht. Der Rechts- und Verwaltungsfachmann Kafka hat genau gesehen, wie Verrechtlichung und Bürokratisierung der modernen Sozialordnung, im 18. Jahrhundert begonnen zur Kontrolle der Machthaber, *aus sich selber neue Macht freizusetzen beginnt*. Juristische Rituale, die das Machtwort durch den Rechtsspruch ersetzen sollten, werden selbst zu Ritualen der Macht. Positives Recht ist nicht nur »Vergesellschaftung«, sondern gleichzeitig auch »Totalisierung« der Macht.<sup>67</sup> Damit ist die Verrechtlichung, gewöhnlich als sozialer Fortschritt interpretiert, dialektisch wie die Aufklärung, der wir sie verdanken. Alle Anzeichen sprechen dafür, daß ihr Geist sich in unserem Jahrhundert gegen die wendet, die ihn gerufen haben: die Bürger. Gewiß bedeutet »Rechtssicherheit« Schutz vor staatlicher Willkür oder sogar Gewaltherrschaft, aber sie signalisiert auch den *Verlust* sozialer Selbststeuerungsmechanismen und spontaner Konfliktlösungsbereitschaft. »Recht bedeutet Vereinzelung, Auflösung von Solidarität«<sup>68</sup>, ist die Diagnose des Rechtshistorikers Ulrich Wesel über den dialektischen Prozeß, der eben nicht nur zum Schutz, sondern auch zur Isolation des Individuums im Raum des Rechts geführt hat: Wir alle stehen im grunde allein vor Klamms Kutsche im Hof, wenn wir (wieder einmal) *recht bekommen* haben – so wie K. im Schloß-Roman, dem die eben erst erkämpfte Freiheit, zu tun und zu lassen, was ihm beliebt, gleich wieder umschlägt in Sinnlosigkeit und Alleinsein. Eines der großen Themen Kafkas nämlich *ist* die Vereinzelung seiner Helden, die genau mit der Verrechtlichung und Bürokratisierung ihrer Umwelten korrespondiert.

<sup>63</sup> Vgl. ebd., S. 22

<sup>64</sup> Gonsalv Meinberger, »Der Mythos der Strafrechtstheologie«, in: W. Bittner (Hg.), *Verbrechen – Schuld oder Schicksal?* Stuttgart 1969, S. 242–257, hier S. 251

<sup>65</sup> Kraft, a.a.O. S. 179

<sup>66</sup> Der Ausdruck »Sub-Justiz« stammt von Foucault (vgl. a.a.O. S. 230 et passim). Helmut Kerscher hat in seinem Beitrag zum *Kursbuch* 71 (März 1983), »Kurzer Prozeß – das Recht in der Krise« (S. 136–148) diese Diagnose bestätigt: »Die Macht der in Maßen unabhängigen [...] Justiz wird allerorten (und oft mit deren Einverständnis) zugunsten der politisch abhängigen Verwaltung beschnitten.« (S. 136, Hervorhebungen U. A.)

<sup>67</sup> Hans-Georg Flickinger, *Neben der Macht. Begriff und Krise des bürgerlichen Rechts*. Frankfurt/M. 1980, S. 22

<sup>68</sup> *Aufklärung über Recht*, S. 154

»Gerechtigkeit geht unter in Recht« (Horkheimer/Adorno<sup>69</sup>), und dieses Recht ist die *geflügelte* Justitia.

In jener heilen Welt, an die niemand im Ernst mehr glaubt, war der familiäre Raum der, in dem die »Liebe«, und der öffentliche der, in dem das »Recht« herrschen sollte. Aber sowenig, wie in der Familie nur Zuneigung herrscht, waltet in unserer freiheitlich-demokratischen Rechtsordnung allein die Gerechtigkeit. Neben dem Rechtsgefühl steht das Machtgefühl, neben den Rechten behaupten sich die Vor-Rechte in allen sozialen Hierarchien (mit ihren Dienst-, Haus- und Kleiderordnungen). Das ist schon zur Zeit des Michael Kohlhaas so gewesen; er merkt es schnell und versucht konsequent, selber Macht zu akkumulieren, indem er eine Horde von Mordbrennern um sich sammelt und zu Lützen eine »provisorische Weltregierung« einrichtet. Aber Gewalt läßt sich *so nicht* in Macht verwandeln: die wahre Macht ist die des Wissens und der Verfügungsgewalt darüber. In ihren Besitz kommt Kohlhaas erst, als es zu spät ist; als er nämlich entdeckt, daß er mit dem Zettel der wahrsagenden Zigeunerin über ein Wissen verfügt, das der Kurfürst von Sachsen für sein Leben gern hätte. Nicht im Heerhaufen, sondern in der Kapsel mit dem Zettel steckt Macht; indem Kohlhaas ihn vor den Augen des Kurfürsten sich einverleibt, triumphiert er über seinen Gegner und läßt ihn für einmal die Macht spüren, die dieser sonst zu genießen pflegt. Es ist, das versteht sich, ein kindischer Triumph, und wir Philologen sollten es nicht dem Kohlhaas gleichtun, indem wir vor den Augen einer technokratisch und bürokratisch gewordenen Macht (die uns nicht ernstnimmt, weil unsere Erkenntnisse zu keiner »Serienreife« führen und unser Diskurs für »product placement« nicht taugen will) unsere Zettelkästen der Literatur selbst verschlingen. Sie enthalten ein Wissen vom Menschen und seiner möglichen Zukunft, das vielleicht der Prophetie der Zigeunerin in nichts nachsteht. Leider nur will in unserem Fall der Kurfürst oft nicht wahrhaben, daß sie ihn betrifft.

Ein kluges Wort Walter Benjamins sagt, Kafkas Prosa bewaise zwar vielleicht gar nichts, sei aber doch so beschaffen, »daß sie in beweisende Zusammenhänge jederzeit eingestellt werden könnte.«<sup>70</sup> Was die in diesem Beitrag angedeuteten Zusammenhänge nun beweisen, bleibt dem Urteil von Kafka-Lesern überlassen, denen zwar nicht unbedingt »zwei Stunden Leben ohne weiters mehr sind als zwei Seiten Schrift« (Kafka an Milena, M 47), die aber doch über der fremden Schrift nicht ihr eigenes Leben im Spannungsfeld zwischen Recht und Macht, Gerechtigkeit und Disziplin, Ordnung und Störung vergessen wollen.

<sup>69</sup> *Dialektik der Aufklärung*, S. 18

<sup>70</sup> *Benjamin über Kafka*, a.a.O. S. 41